

SR. ALMA PIA SPIELER, ASC

VERGESST EURE WURZELN NICHT!



Geschichte der Gründung der Anbeterinnen des Blutes Christi in
Steinerberg SZ (Schweiz)

Herausgeber:
Schwestern ASC
Kloster St. Elisabeth
FL-8484 Schaan

«Die Spiritualität des Blutes Christi ist... das Herzstück des christlichen Lebens...steigt immer tiefer in dieses Geheimnis der Gerechtigkeit und der Liebe: macht es der ganzen Welt bekannt», sagte Papst Johannes Paul II. am 200. Geburtstag des «grössten Apostel des Blutes Christi», wie Johannes XXIII den hl. Kaspar del Bufalo genannt hat, als er an seinem Grabe für das Gelingen des Konzils gebetet hat.

Wer betend das Geheimnis des Blutes Christi betrachtet hat, muss andern von Gottes unendlicher Liebe erzählen...

*Danke, «Ihr heiligen Frauen von Steinerberg»,
Danke, ihr tapferen Anbeterinnen des Blutes Christi
Auf sechs Kontinenten
Die ihr seit 150 und mehr Jahren
Gott erlaubt, seine Bundestreue
Sichtbar zu machen,
die Jesus in seinem Blut besiegelt hat.*



«... Vergesst den Ursprung nie, den Gott euch gegeben, den Stein, aus dem ihr gehauen seid, die Wiege, die eure geistige Kindheit aufnahm...»

St. Anna am Steinerberg wird Mutter Theresias Schwestern unvergesslich und ewig teuer bleiben, solange eine von ihnen noch auf Erden atmet...Den Nachkommen aber mag diese Geschichte erzählen... wie arm, demütig und gehorsam sie gelebt, welche Gnadenströme über sie ausgegossen wurden, was sie um der Liebe Christi willen gelitten haben...» schreibt Claudius Perrot 1853, fünf Jahre nach dem Tode der Gründerin an ihre im französischen Elsass noch lebenden Mitschwester. «Diese Geschichte» berichtet auf 180 maschinengeschriebenen Seiten das «Leben, Wirken und Leiden ihrer Stifterin und ersten Oberin Maria Theresia Weber».

Der Verfasser fragt dann die Schwestern im Begleitbrief: «Nicht wahr..., was ich geschrieben habe, ist nur ein schwacher Schatten... gegen das, was ihr selbst in diesen Frühvollendeten gesehen und so oft im stillen bewundert habt?» Im gleichen Brief nennt Pater Perrot die Quellen seines Buches: «...die reichhaltigen Mitteilungen eurer ersten Väter bei St. Anna – Pfarrer Loser, Kaplan Holdener und Karl Rolfus – die so treu alles verzeichnet, was sie an der seligen Mutter Theresia gesehen und bewundert und mit euch allen...während der grossen Prüfungszeit in der Schweiz erlebt haben...»

Pater Perrot war ein Benediktiner aus Einsiedeln, geistlicher Leiter der Benediktinerinnen vom Anbetungskloster Au und Freund des «geistlichen Vaters» Karl Rolfus wie auch der beiden genannten Priester in Steinerberg. Seine «Geschichte der Versammlung der Schwestern vom Kostbaren Blut» am Steinerberg war neben der dreibändigen sehr ausführlichen «Steinerberger Chronik» die Quelle dieses Büchleins.

(Wörtlich den genannten Quellen entnommenen Stellen stehen in Anführungs- und Schlusszeichen in der damals geltenden Schreibweise.)

01

Zwei Wurzeln des gleichen Stammes

Nur wer glaubt, dass Gott, der Herr die Geschichte der Menschen lenkt und zur Heilsgeschichte wandelt, «begreift» die seltsamen Ähnlichkeiten der Schweizer Gründung der Anbeterinnen des Blutes Christi mit den elf Jahre älteren Anfängen in Acuto, Italien, denen sich die «heiligen Frauen von Steinerberg schon 1847 angeschlossen haben.

Dass beide Gründungen von Priestern begleitet wurden, überrascht im letzten Jahrhundert kaum, wohl aber, dass beide «Mitbegründer» die «erste Lebensregel» im Gefängnis geschrieben haben. Beide: der Römer Kaspar del Bufalo, 1954 heiliggesprochen, und der kämpferische Schwarzwälder Karl Rolfus «büssten hinter Gittern» ihre Treue zu Kirche und Papst.

Maria de Mattias wie Theresia Weber «begegneten» als Kinder dem Geheimnis der Erlösung im Blute Christi und «verloren» ihr junges Herz an Christus. Sein vergossenes Blut war für sie «Zeichen, Mass, Ausdruck und Garantie der Liebe Gottes zu jedem Menschen». Weil also jeder Mensch «kostbar ist wie Christi Blut», wollten sie um jeden Preis die Menschen lehren, diesen guten Gott zu kennen und zu lieben. Dabei waren diese beiden Gründerinnen recht gewöhnliche Menschen.

Obwohl sie ihre «Berufung zur Nachfolge Jesu» sehr früh erkannt hatten, erlagen beide in ihren Jugendjahren der Eitelkeit: Maria De Mattias bewunderte stundenlang vor dem Spiegel ihr prächtiges Blondhaar und probierte immer neue Frisuren aus. Theresia Weber «kleidete sich ganz frech nach der letzten Mode», und brachte ihre fromme Mutter fast zur Verzweiflung.

Beide erlebten ihre «zweite Umkehr» während einer Volksmission und legten entschieden endgültig allen weltlichen Schmuck ab.

Sogar die Namen ihres Geburtsortes weisen Ähnlichkeiten auf. Beide Gründerinnen sind «Mädchen vom Tal»: Maria stammt aus Vallecorsa, was «kurzes Tal» bedeutet, Theresia aus Glottertal, unweit von Freiburg im Breisgau.

Beide erlebten äusserste Armut und Verfolgung. Beide «freuten sich» - wie Paulus – «am Leiden Christi teilzunehmen für die Kirche».

Dass sich die jungen Schwesterngemeinschaften trotz Entfernung und Sprachunterschied schon zwei Jahre nach der Gründung in Steinerberg zusammenschlossen, ist den «klosterfeindlichen» Regierungen von damals zu verdanken. «Gott braucht Menschen», um selber «auf krummen Linien gerade zu schreiben». Wir werden unwillkürlich an die Verse ihres Zeitgenossen F. W. Weber erinnert:

«Alle Riesen sind nur Zwerge,
alle Herrn nur arme Knechte;
ob sie auch das Böse wollen,
fördern müssen sie das Rechte.
Dienen müssen sie der Ordnung,
ob sie auch das Wüste treiben;
denn unsterblich ist das Gute,
und der Sieg wird Gottes bleiben.»

Es scheint, dass Gott die so verwandten Gründerinnen, die einander auf Erden nie gesehen hatten, auch nach dem Tode ähnlich behandeln wollte. Beiden wurde ein feierliches Begräbnis und ein Ehrengrab bereitet, beide fanden in Priestern, die sie gut kannten, begeisterte Biografen: Johannes Merlini, 41 Jahre lang Marias Berater, nannte seinen Nachruf «Compendio della Vita della Serva di Dio Maria De Mattias», Pater Perrot «Geschichte der Versammlung der Schwestern vom Kostbaren Blute im Leben, Wirken und Leiden...von Maria Theresia Weber».

Sehr verschieden war allerdings die Lebensdauer der beiden grossen Anbeterinnen: Maria Theresia starb mit 26 Jahren, fast genau drei Jahre nach der Gründung der Gemeinschaft in Steinerberg; Maria De Mattias leitete ihre Schwestern 32 Jahre und starb 1866 im Alter von 61 Jahren. Während sich die italienischen Anbeterinnen trotz aller Schwierigkeiten in der Heimat an Zahl und apostolischer Fruchtbarkeit entfalten durften, wurden die deutschsprachigen in alle Himmelsrichtungen verstreut. Daraus erklärt sich auch, dass die Zeugnisse über die Heiligkeit von Maria De Mattias 1950 zur Seligsprechung führten, während die Zeugnisse über Maria Theresia in Archiven

verstaubten und samt P. Perrots begeistertem Nachruf erst nach Jahrzehnten entdeckt wurden.

Perrots Geschichte der Steinerberger Gründung bleibt aber bis heute – trotz veraltetem Stil – glaubwürdig und eindrucksvoll, weil er sie bewusst für Menschen geschrieben hat, «die den Inhalt selbst erlebt haben und teilweise noch erleben, und ihre Erfahrungen gerne als Familiengut ihren Nachkommen überliefern möchten». (aus dem Begleitbrief)



02 Was wird aus diesem Kinde werden?

Mutter Maria Theresia vom Kostbaren Blut, wie sie im Ordensleben hiess, wurde am 7. Juli 1822 im malerischen Schwarzwalddorf Glottertal geboren. Sie war das dritte Kind der Familie Weber und erhielt in der Taufe den Namen ihrer Mutter Magdalena. Ihre Eltern hiessen nicht nur Weber, sie betrieben auch neben der Landwirtschaft eine kleine Weberei.

Da die beiden Töchter früh starben, ist begreiflich, dass die Mutter ihre kleine Magdalena mit besonderer Sorge umhegte. Das Kind war aufgeweckt, aber immer kränklich. Die Nähe der Mutter, die oft für die Kleine und mit ihr betete, entfaltete im Kind sehr schnell eine fröhliche, selbstverständliche Liebe zu Gott. Magdalena plapperte das Vaterunser als ihre lustbetonte Sprachübung auf Schritt und Tritt. Die Mutter war auch Magdalenas erste Religionslehrern. Wenn das Kind neben ihr spielte oder das Vaterunser übte, erklärte Mutter Weber: »Dieser Vater liebt dich und mich und alle Menschen so sehr, dass er uns seinen Sohn Jesus geschenkt hat.« - «Liebt Gott auch die bösen Menschen?» wollte Magdalena wissen. «Ja, auch die bösen», antwortete die Mutter nachdenklich. «aber er möchte, dass alle Menschen gut werden, weil nur die guten Menschen wirklich glücklich sind.»

Wenn die Kleine wissen wollte, wo dieser gute Vater wohnt, erklärte die Mutter: «Er wohnt im schönen Himmel. Aber er ist auch hier bei uns. Er sieht und hört uns. Er sieht auch in unser Herz.» - «Wirklich?» zweifelte das Kind. «Siehst du auch in mein Herz?» Da schloss die glückliche Mutter ihr kleines Mädchen in die Arme, küsste es ehrfürchtig und sagte: «Wenn wir gut sind und einander so liebhaben, nimmt uns der gute Vater in seinen Himmel. Dann sehe ich in dein Herzchen, und du siehst in mein Herz, und wir werden ganz, ganz glücklich sein.» Magdalena schlang strahlend ihre Arme um die Mutter: «Wird das bald sein?» Da füllten sich die Augen der Mutter mit Tränen. Sie fürchtete, auch dieses Kind könnte jung sterben.

Oft wurde Magdalena mitten im Spiel ganz still, blickte in die Ferne und stellte unvermittelt Fragen, wie: «Mama, warum sind Menschen böse?» Die Mutter stutzte, dann dachte sie laut: «Weil andere etwas tun, das ihnen nicht gefällt... Wenn sie mit sich selbst nicht zufrieden sind...» «Dann tun sie den andern weh, nicht wahr?»... «Gott ist doch immer sehr gut. Gott darf niemand wehtun.» ereiferte sich das Kind. Die Mutter schwieg. Wie sollte sie ihrer unschuldigen Tochter erklären, dass die Sünde eine bewusste Absonderung von Gott ist, ein Nein zu Gottes unendlicher Liebe, ein Auswandern aus dem Paradies?

Die kindlichen Fragen Magdalenas zwangen die Mutter, manche Glaubenswahrheit neu zu überdenken und mit ihrem Mann zu besprechen. Aber er fühlte sich noch hilfloser vor der Frage nach dem Woher und Warum des Bösen, das er in der Familie, auf der Strasse, im Geschäft erlebte oder gar selber tat. Kopfschüttelnd fragten sich die Eltern mehr als einmal: «Was wird aus diesem Kind werden?»

Magdalena zeigte wenig Lust am lauten Spiel der Nachbarskinder. Sie blieb lieber bei der Mutter zu Hause, begleitete sie in den Garten oder aufs Feld, stellte tausend Fragen und dachte dann in einer stillen Ecke

lange über die Antworten nach. Sie war ein fröhliches Kind, aber kaum einmal übermütig. Am liebsten wanderte sie an der Hand der Mutter zur Kirche, wo Jesus wohnte. Sie konnte allerdings nicht begreifen, warum sie Ihn im heiligen Brot nicht essen durfte, wo sie doch Jesus so lieb hatte.

War es diese Sehnsucht nach Jesus, die der kaum Vierjährigen das Erlebnis vermittelte, von dem sie 20 Jahre später berichtete, sie müsse «täglich daran denken», es gäbe ihr Kraft und Mut und mache sie «unaussprechlich glücklich»? Jedenfalls erschrak die Mutter nicht wenig, als ihr die Kleine eines Tages strahlend mitteilte, sie gehöre jetzt ganz Jesus für immer; sie hätten heute geheiratet. Auf die vorsichtige Frage der Mutter, wer ihr das gesagt habe, antwortete Magdalena erstaunt, fast beleidigt: «Das kann mir doch niemand sagen. Das weiss ich. Und die Mutter Maria war auch dabei im blutroten Saal mit den vielen goldenen Lichtern.» Die Mutter wagte nicht, weiter zu fragen. Lebte ihr Kind in einer anderen Welt? Sie liebte Magdalena nur noch inniger und wachte noch ängstlicher über ihrem Leben.

Als ein Schwesterchen kam, das ebenfalls ihre zärtliche Zuneigung brauchte, entdeckte die Mutter fast

mit Genugtuung, dass die Neigung zum Bösen auch in Magdalena nicht fehlte. Sie wollte die Liebe der Eltern nicht mit der Neugeborenen teilen. Einmal warf sie sogar das Schwesterchen, das sie hüten sollte, unter die Bank, was ihr die erste Ohrfeige der Mutter einbrachte. Die Ohrfeige und das folgende Gespräch mit der Mutter wirkten Wunder. Magdalena lernte schnell, dass geteilte Liebe sich verdoppelt und die geschenkte Liebe doppelt glücklich macht.



Maria De Mattias
1805 – 1866



Maria Theresia Weber
1822 – 1848

03 Auf der Schulbank in Glottertal

Schwer zu sagen, wer sich vor dem Eintritt in die Dorfschule mehr fürchtete, die Mutter oder Magdalena. Wird das stille, kränkliche Mädchen sich wehren können gegen die lebensstrotzenden Bauernkinder? Werden sie ihr scheues Wesen und ihre zarte Gesundheit ablehnen, sie auslachen, die plagen? Das Gegenteil geschah. Magdalens freundliche Schüchternheit eroberte bald die Herzen der Lehrer und Schüler. Da sie im Religionsunterricht keine Antwort schuldig blieb und auch in anderen Fächern beste Leistungen aufwies und gerne schwächeren Mitschülern bei den Aufgaben half, wurde sie bald der ausgesprochene Liebling aller.

Sobald Magdalena lesen gelernt hatte, wollte sie ihren geliebten Gott und seine Heiligen aus Büchern besser kennenlernen. Was sie las, wollte sie gleich ins Leben umsetzen. So ging sie – natürlich ohne Wissen der Eltern – mit einem anderen Mädchen «auf Bettelfahrt», um Armut und Demut zu üben. Als die Leute das lebenswürdige Kind mit Freundlichkeit und Süßigkeiten überhäuften, ihr sogar Wein zu trinken gaben, begann sie zu zweifeln, ob das der richtige Weg sei, Gott Freude zu machen. Zum Glück merkte es auch die Mutter und öffnete ihr die Augen für die Gefahren, denen sie sich aussetzte.

Mit zwölf Jahren begann sich Magdalena mit dem ihr eigenen Eifer auf die erste Beichte und Kommunion vorzubereiten. Sie fehlte bei keiner Unterrichtsstunde, lernte nicht nur den Katechismus auswendig, sondern wusste auch vieles aus der Bibel zu erzählen. Am liebsten hörte sie zu, was Jesus gelehrt und getan hat und konnte viele Sätze wörtlich wiederholen. Wie gern hätte sie eine Hl. Schrift ihr Eigen genannt! Nach dem Unterricht und nach dem Sonntagsgottesdienst schrieb sie die Gedanken, die sie besonders beeindruckt hatte, in ein Heft, worin sie immer wieder las.

Ihr Eifer – vielleicht auch ihre ausdrückliche Bitte – veranlasste den Seelsorger, Magdalena in aller Stille am Samstag vor dem Weissen Sonntag 1835 – ein Jahr vor ihren Altersgenossen – den Leib des Herrn zu reichen. «Die Freuden, die ich damals verkostet, lassen sich mit keiner Feder beschreiben,» bekannte Magdalena Jahre später. Das innere Glück brauchte keine äussere Feier.

Nicht weniger glücklich war Magdalens Pfarrer Willin über sein so gottfrohes Pfarrkind. Seine Amtszeit war nämlich von gottwidrigen «Prozessen und Streitereien» gezeichnet, von Revolutionen und Tanzwut. «Mancher Knecht verkaufte sein Hemd..., der Sohn vom Holz seines Vaters, nur um tanzen zu können. Der Tanzboden ist eine alte Schule zur Verwilderung der Glottertaler Jugend», ist in seiner Aufzeichnung zu lesen. Auch Magdalena entging nicht ganz dieser «Verwilderung».

04 Magdalenas Gratwanderung

Magdalena hatte sich ungewöhnlich stark im Glauben und in der persönlichen Beziehung zu Christus verwurzelt. Sie liebte die Einsamkeit, kleidete sich bewusst einfach und zählte, zusammen mit ihrer Mutter und der jüngeren Schwester, zu den treuesten Gästen der Pfarrkirche in Glottertal. Soodt sie nach dem damaligen Brauch durften, empfangen sie das «Brot des Lebens» in der Eucharistie.

Die «bald lockenden, bald spöttelnden Stimmen der Umgebung» liessen nicht lange auf sich warten. Magdalena war hübsch, von gewinnender Freundlichkeit und vielseitig begabt. Kein Wunder, dass viele ihre Freundschaft suchten, sie zum Tanz einluden und ihr vorschwärmten, welcher Schnitt und welche Farbe ihr besonders gut zu Gesicht stehen würden. Eine Zeitlang wies Magdalena alle «Angebote» mit entwaffnender Liebenswürdigkeit zurück. Aber wenn sie zu Hause oder in der Kirche betete, stiegen diese Verlockungen so eindringlich wieder hoch, dass sie erschrak. Mit der Zeit gewöhnte sich Magdalena an das «Träumen» von schönen Kleidern und Schmuck, von Tanzveranstaltungen und Spaziergängen zu zweit. Was war schon «Schlechtes» dabei? Ihre Altersgenossinnen taten ja, wovon sie nur träumte. Die Mutter merkte es und warnte. «Was wusste schon die alte Frau vom wirklichen Leben?» dachte Magdalena im Stillen. Je mehr sie diesen Gedanken Raum gab, desto weniger «brauchte» sie die bisher so heissgeliebte Stille für das Gespräch mit Gott.

Eine Tante von Magdalena besass einen «Krämerladen», den wir heute vielleicht eine Boutique nennen würden. Sie verkaufte Kleider und allerlei Schmuck, wie die Jugend es liebte. Magdalena liess sich gern von dieser Tante anstellen, weil sie zwei Töchter in ihrem Alter hatte. Gemeinsam probierten sie Kleider und Schmuck zuerst in der Stube, dann als Werbung auf der Strasse. In Magdalena regte sich das «schlechte Gewissen», das sie aber rasch

beschwichtigte: «Ich tue doch niemand etwas zuleide.» Ihre innere Stimme meldete sich immer leiser, immer seltener. Um sie zum Schweigen zu bringen, übertraf Magdalena zuletzt alle Gefährtinnen, so dass eine von ihnen später bezeugte: «Magdalena kleidete sich ganz frech nach der letzten Mode.» Die Bitten und Verweise der Mutter blieben ohne Wirkung. Eines Tages drohte die Mutter Weber: «Gibst du mir das nicht auf, so jag ich dich aus dem Hause». Das zündete. Magdalena erinnerte sich an das kindliche Gespräch mit ihrer Mutter vor wohl 15 Jahren: «Warum sind die Menschen böse?» - «Böse Menschen tun sich, den andern und Gott weh. Das ist Sünde.» Damals hatte sie sich nicht vorstellen können, dass jemand böse sein konnte, jetzt stellte sie nüchtern fest: Ich bin böse. Ich habe mich von Gott entfernt, kränke meine Mutter und bin nicht mehr glücklich. Entschlossen räumte sie allen Tand aus ihrem Kleiderschrank, brachte Ordnung in ihre Seele in der Beichte und stellte überrascht fest, dass sie wieder mit Freude beten und freier atmen konnte.

Das Lesen in einem alten «Jungfrauenbuch» liess sie vieles klar erkennen, was sie zuvor nur dunkel geahnt hatte: Ich wachse im Gebet, soweit ich mich der Führung Gottes überlasse. Frei für Gott und glücklich werde ich nur in dem Masse, als ich Liebgewordenes loslassen kann. Wenn ich das Beten nicht ins Leben umsetze, es nicht in der Arbeit fortsetze, täusche ich mich selbst. Meine Frömmigkeit bleibt «eitel».

Bei jedem Stundenschlag betete jetzt Magdalena wieder das «Stundengebet», das sie von ihrer Mutter gelernt hatte. Jedes Mal «machte ich den Vorsatz, lieber zu sterben, als Gott mit einer einzigen freiwilligen Sünde zu beleidigen...», bekannte sie später ihrem geistlichen Leiter.

05

Gott ist mir alles wert

Als Magdalena hörte, dass im linksrheinischen Blodelsheim Volksmission abgehalten werde, wollte sie unbedingt daran teilnehmen. Der Vater hatte Bedenken: «Wenn mir das Mädchen überspannt heimkommt, kann sie zu nichts mehr gebraucht werden.» Als aber am Abend eine angesehene Nachbarin vorbeikam, die ebenfalls die Mission mitmachen wollte, schlug die Stimmung des Vaters um. Er war stolz, seine Tochter in Begleitung dieser Frau zu sehen.

Die Freude war voll, als die beiden Pilgerinnen eine Gruppe weiterer junger Frauen aus Glottertal einholten, die sich das gleiche Ziel gesetzt hatten.

Drei Tage bereitete sich Magdalena auf die Generalbeichte vor. Sie wollte ihr ganzes Leben Gott neu und entschieden hinhalten, es von Ihm reinigen lassen, damit Er sie gebrauchen konnte. Aus der Erfahrung ihrer gefährlichen Selbsttäuschung bei der «Gratwanderung» der letzten Jahre bat sie Gott um einen weisen geistlichen Begleiter. Der Priester, bei dem sie ihre Lebensbeichte ablegte, empfahl ihr und ihren gleichgesinnten Gefährtinnen den eifrigen und begabten Seminaristen Karl Rolfus, der vor der Priesterweihe stand.

Von ihrer Last befreit, fühlte sich Magdalena so glücklich, dass sie vor Freude weinte. Stundenlang verharrte sie vor dem Tabernakel, um Gott zu danken und Ihn nach Seinem Willen für ihre Zukunft zu fragen. Es war ihr, als ob Christus selber mit ihr den Treuebund für immer erneuerte, den er ihr im seltsamen «Heiratserlebnis» als Kind angeboten hatte. Jetzt begann sie zu ahnen, was die Mutter Maria damals gemeint hatte mit der Bemerkung: «Du wirst viel leiden müssen, aber ich werde immer bei dir sein. Viele werden durch dich den Weg zu meinem Sohn finden.»

Magdalena wusste auf einmal, dass Gott sie gebrauchen sollte, eine Ordensgemeinschaft zu gründen, und zwar zusammen mit den jungen Frauen, die mit ihr die Mission erlebt hatten. Ihre Schwestern sollten stellvertretend vor dem Tabernakel knien und liebend Gott verherrlichen im Namen aller, die Ihn nicht kennen, nicht lieben, nicht als ihren HERRN anerkennen. Magdalena wusste: Diese Ein-Sicht war Gabe und Aufgabe, Geschenk und Auftrag, es weiter zu schenken. Sie war so begeistert, dass sie den Auftrag um jeden Preis erfüllen wollte.

Auf dem Heimweg beteten die jungen Frauen weiter und schmiedeten Pläne für ihre Zukunft. Alle wollten ganz Gott gehören, Ihm gehorchen, mag kommen, was will.

Die Probe liess nicht lange auf sich warten. Die Glottertaler begrüßten die Heimkehrenden mit Spott. Es war die Zeit, wo Sakramenten Empfang äusserst eingeschränkt, Pilgerfahrten und Volksmissionen als «Volksverdummung» im Badischen verboten waren. Magdalena und ihre

Freundinnen liessen sich nicht einschüchtern. Sie wollten den eingeschlagenen Weg gemeinsam weitergehen. Sie trafen sich regelmässig, um gemeinsam zu beten und sich gegenseitig im Guten zu bestärken.

Wie ein Geschenk vom Himmel schien ihnen die Ernennung des jungen Rolfus zum Kaplan in Glottertal. Er erkannte sehr schnell, dass bisher Gott selber diese Frauen geführt hatte, und sagte zu seinem Freund: «Entweder werden diese alle Klosterfrauen oder Märtyrer.» Er behielt doppelt recht: Diese jungen Frauen sehnten sich, in ein strenges Kloster einzutreten und als Opfer der Liebe zum gekreuzigten Herrn zu sterben, damit viele – alle – Menschen gerettet werden.

Sie passten wirklich nicht mehr in den Rahmen ihres Dorfes, denn Glottertal war damals «ein Vergnügungsort der Städter aus dem nahen Freiburg... Sittenlosigkeit und Übermut waren gross bei reich und arm», bestätigt der junge Kaplan Rolfus das Urteil seines Pfarrers.

06

Auf der Suche

Rolfus suchte eine geistliche Heimat für seine gottbegeisterten Schützlinge. Umsonst. Im Badischen waren die Klöster aufgehoben, im nahen Ausland drohte ihnen das gleiche Schicksal. Er selber bekam für seinen Eifer «vier Wochen Hausarrest... und wurde zur Strafe 40 Stunden weit...» versetzt. Aber, was Menschen zum Durchkreuzen der Pläne Gottes unternahmen, brachte diese ihrem Ziel näher.

Ein Jahr unter Rolfus' geistlicher Leitung genügte, Magdalena und «die 12 ersten Stifterinnen» so fest auf ihrem Glaubensweg zu bestärken, dass niemand und nichts sie abwerben konnte. Sie lebten schon zu Hause ein «strengeres Ordensleben» als die meisten Ordensfrauen. Wenn der «Messner um 5 Uhr die Kirche öffnete und die Betglocke anzog», warteten sie bereits auf den Morgenbesuch bei ihrem Herrn im Tabernakel. Weil ihre Gedanken auch während der Arbeit bei Gott weilten, gelang ihnen alles, und es blieb noch Zeit für Besuche bei ihrem «Geliebten». Andere Bedürfnisse kannten sie kaum mehr. Magdalena vergass oft sogar den Schlaf und die Mahlzeiten.

Die geistliche Begleitung erfolgte jetzt schriftlich, was sich für alle als Herausforderung und Segen bewährte. Da Rolfus auch in der neuen Gemeinde junge Frauen für die Ganzhingabe an Gott im Ordensleben begeisterte, musste er auch diese Pfarrei nach einem Jahr verlassen. Weil der «junge Priester...unverbesserlich war», gaben ihm die jährlichen Strafversetzungen Gelegenheit, neue Gemeinden im Glauben zu erneuern. Die Leute strömten 12 bis 15 Stunden weit her..., um die Sakramente zu empfangen». Und wieder meldeten sich junge Frauen, die ganz Gott gehören wollten.

Da kein Kloster sie aufnehmen konnte, drängte sich der Gedanke an eine Neugründung auf. Rolfus begann, die Führung Gottes zurück zu

buchstabieren: auf seinen Studienreisen hatte er in Rom die Missionare vom Kostbaren Blut kennengelernt. Zu Beginn war ihm alles viel zu «rot», aber, obwohl er sich entschieden dagegen wehrte, «entzündete sich die Andacht zum kostbaren Blut in meinem Herzen. Ich wollte diese Bruderschaft näher kennenlernen...und fing selber an, darin aufzunehmen». Bald spürte Rolfus, dass «die Liebe zum göttlichen Blute, das Verlangen nach jungfräulichem Lebensstand und der Eifer in der Anbetung des Allerheiligsten Altarssakramentes geheimnisvoll zusammenhingen» und einander nährten. Da wurde ihm klar, dass Gott ihm alle Voraussetzungen für die Gründung einer eigenen Schwesterngemeinschaft «zugespielt hatte. Der Geist lag in der Erzbruderschaft des kostbaren Blutes, und was die Personen so stark zur Gemeinschaft hinzog, hatten sie aus der Verehrung des Blutes Christi geschöpft».

Rolfus besuchte das Anbetungskloster Löwenberg, Graubünden, das Anna Maria Brunner, die Mutter von Franz Sales CPPS gegründet hatte.

Im gleichen Jahr pilgerten Ursula Behringer, gebürtig aus Wellendingen, zum Marienheiligum nach Einsiedeln. Sie setzte ihre Wallfahrt nach Steinerberg zu St. Anna fort. Das

stille Dorf zwischen den Mythen und der Rigi sprach sie innerlich gleich an. Die beiden Geistlichen – Pfarrer Loser und Kaplan Holdener – wussten um die Glaubensnot ihrer nördlichen Nachbarn, nahmen die Pilger und Pilgerinnen gastfreundlich auf und gestalteten die Gottesdienste für sie besonders feierlich. Ursula wäre am liebsten gleich in Steinerberg geblieben. Wieder zu Hause im Schwarzwald, träumte sie von den Schweizer Bergen und dem St. Anna Heiligum. Schon wenige Monate später wagte sie ihre zwei 28stündige Fusswallfahrt in die Innerschweiz. Sie fasste Mut und bat um ein Gespräch mit dem Ortsgeistlichen.

«In Steinerberg lässt sich so gut beten», begann Ursula schüchtern. «am liebsten möchte ich hierbleiben.» «Warum nicht? Wir können Beterinnen wie Sie gut gebrauchen in dieser kirchenfeindlichen Zeit,» meinte der Pfarrer.

«Wir sind in Baden eine Gruppe von jungen Frauen, die ihr Leben ganz Gott zur Verfügung stellen möchten in Anbetung und Sühne zur Ehre des Blutes Christi.»

«Zur Ehre des Blutes Christi,» - wiederholte der Kaplan wie elektrisiert. «Christi Blut wird auch hier seit Jahren verehrt, und der



Pfarrer hat die Vollmacht, in diese Erzbruderschaft aufzunehmen.»

Ursula strahlte: «Wir alle sind Mitglieder der Erzbruderschaft vom Kostbaren Blut. Deswegen möchten wir uns in einem Kloster versammeln, um als Gemeinschaft Tag und Nacht vor Gott für die Rettung der Welt einzutreten. Wäre so etwas in Steinerberg möglich?»

«Wir sind wohl arm,» überlegte Kaplan Holdener, aber für ein Gebäude könnten wir sorgen. Er erinnerte sich, dass sein Priesterfreund das leere Kloster «St. Maria auf der Au» bei Steinen erworben hatte.

«Darf ich das unserem geistlichen Begleiter mitteilen?» fragte Ursula glücklich und sah schon sich und ihre Gefährtinnen vor dem Altar in der St. Anna-Kirche knien.

Die beiden Priester freuten sich über den Eifer der jungen Frau, füllten ihre Pilgertasche mit Reiseproviant und entliessen sie mit Gruss und Segen auf die Heimreise.

Ursula suchte sofort Karl Rolfus auf. Er konnte es kaum glauben. Ohne zu zögern klärte er mit Pfarrer Loser zuerst schriftlich, dann mündlich alle Einzelheiten der ersehnten Gründung.

Auf dem Weg nach Steinerberg schlug Rolfus lange Umwege ein, um sich bei erfahrenen Leuten Rat zu holen. Zuerst klopfte er bei den Kostbar-Blut-Missionaren in Dreiähren bei Colmar an, dann beim Prior von Mariastein bei Basel. Im Anbetungskloster Berg Sion traf er Bischof Mirer von St. Gallen an. Alle bestärkten ihn in seinem Vorhaben und versprachen betende Unterstützung. Zuletzt kehrte Rolfus bei unserer lieben Frau von Einsiedeln ein und lernte dort Pater Claudius Perrot kennen, welcher treuer Freund und Berater der Neugründung wurde.

Beladen mit Segenwünschen, erreichte der Pilger am 18. Juni 1845 Steinerberg, »die Wiege«, welche bald die «geistige Kindheit» der Anbeterinnen des Blutes Christi aufnehmen sollte. Die Pfarrgeistlichen empfingen den jungen

Rolfus wie einen lieben alten Freund. Seine kühnen Pläne deckten sich so vollkommen mit den ihrigen, dass die Klostergründung schnell eine beschlossene Tatsache war. Pfarrer Loser bestätigte nicht nur sein Versprechen, für ein Haus zu sorgen, er verpflichtete sich auch, die Erlaubnis des Bischofs von Chur zu erwirken und mit den Behörden von Gemeinde und Kanton zu verhandeln. Bis das Kloster «auf der Au» wieder bewohnbar war, wollte er den Schwestern das kircheneigene Sigristenhaus gegenüber der Pfarrkirche zur Verfügung stellen.

Rolfus bat unverzüglich den Generalmoderator der Kostbar-Blut-Missionare in Rom um die Zusendung der Lebensregel für die Anbeterinnen. Er wartete umsonst; es gab noch keine geschriebene Regel, nur eine gelebte. Da entschloss sich Rolfus, selber eine zu schreiben, obwohl er «nie zuvor eine Ordensregel gelesen hatte». Er kannte ja den «Geist» der ersten Schwestern und wusste, was er ihnen zumuten durfte. Sie waren an hartes Leben gewohnt und hatten schon oft erfahren, dass «Opfer» die Liebe zu Gott und den Menschen am wirksamsten nährten. Die Lebensregel musste also ihren Eifer eher bremsen als anstacheln.

07 Die Heimat in der Fremde

Im Juni hatte Rolfus den Gründungsort ausgekundschaftet, im August traf schon die erste Gruppe klosterwilliger Frauen in Steinerberg ein. Nichts war vorbereitet. Schwer zu sagen, wessen Verlegenheit am grössten war: der Ortsgeistlichen, der Sigristenfamilie, die noch im «vorläufigen Kloster» wohnte und eine Gastwirtschaft betrieb, oder der künftigen Schwestern, die alle Brücken hinter sich abgebrochen hatten mit dem feierlichen Versprechen, nie mehr heimzukehren.

Wo ein Wille, da ein Weg, vor allem für Menschen, die sich Christus, dem Weg, verschrieben haben. In Rolfus' Aufzeichnungen ist zu lesen: «Gottes Vorsehung hatte alles wunderbar vorbereitet... besonders in der inneren Schweiz tauchte der Gedanke auf, die ewige Anbetung als vorzüglichstes Rettungsmittel für unsere Zeit, sowohl im Kloster – als auch im Weltstande einzuführen.» Diese «Vorbereitung» half der Frau des Sigristen, die Anbeterinnen freundlich aufzunehmen. Die erste Nacht schliefen sie auf dem blossen Boden mit dem Reisebündel unter dem Kopf. Das entsprach der «grössten Einfachheit», die Rolfus für seine Schwestern im Kloster Löwenberg gelernt hatte. «So beginnt alles, was seinen Ursprung im Himmel hat und nur notdürftige Wurzeln in die Erde schlagen darf,» folgert der Geschichtsschreiber.

Rolfus sass inzwischen wieder im Gefängnis, von weltlichen und kirchlichen Vorgesetzten im Stich gelassen, von den Feinden gehasst und schamlos verleumdet. «Ich litt, weinte und betete,» bekennt der mutige Priester, «sonst wusste ich nichts zu tun...Ihr Schwestern vom Kostbaren Blut...seid aus der Liebeswunde des göttlichen Herzens am Kreuze hervorgegangen.»

Das bekamen die Glottertaler Anbeterinnen in Steinerberg schnell zu spüren. Mit bester Absicht, aber ohne die Frau zu kennen, ernannte Rolfus eine ehemalige Anbeterin vom Kloster Löwenberg zur ersten Oberin, «weil sie Erfahrung im Ordensleben hatte». Aber sie war «von ganz anderem Guss und Geist...und wollte eine Art Kaffee-Gesellschaft einrichten, wo man betete, schwatzte und Kaffee trank...Zudem hatten die Wirtsstube links und der

Klosterkonvent rechts nur einen gemeinsamen Eingang von der Strasse.»

Menschliche Weisheit würde da von unverantwortlichen Lücken im Planen sprechen; Rolfus' Glaube «sah» dahinter Gottes weise Führung, die wieder einmal «auf krummen Linien gerade» Heilsgeschichte schrieb.



08

Kloster oder Kosthaus?

«Die eigentliche Gründerin der neuen geistlichen Familie» kam mit mehreren jungen Frauen aus «Rolfus' geistlicher Schule» erst einige Wochen später nach Steinerberg. Sie erschranken. So hatten sie sich das Ordensleben nicht vorgestellt. Auf ihren enttäuschten Brief antwortete Rolfus mit grausamer Härte: «Wenn Sie sich nicht ruhiger in die Umstände fügen, werde ich Sie ungesäumt fortschicken»

Zum Glück liessen ihm Theresias Klage und seine Antwort keine Ruhe. Er reiste nach Steinerberg, sah die «Unordnung», schickte mehrere Nicht-Berufene heim und riet den Schwestern, «Maria Theresia Weber zur ersten geistlichen Mutter zu wählen.» Sie war erst 23 Jahre alt. Obwohl sie lieber «als letzte allen gedient hätte», nahm sie das Amt gehorsam an. Gott in den Menschen dienen war ihre Leidenschaft. Durfte sie es nicht als «letzte», wollte sie es als «erste» tun. Die im Gefängnis entworfene Regel sollte die junge Leiterin mit dem Leben weiterschreiben.

Mit «gewinnender Unbefangenheit schaffte sie einen Missbrauch nach dem andern ab». Sie sprach wenig und leise, betete viel und lebte vor, was sie von den andern erwartete. Die Schwestern liessen sich rasch von der «geistlichen Mutter» anstecken. Die Eintracht in der Zielsetzung ersetzte vorläufig die Ordenstracht.

Bald gelang es Pfarrer Loser, die Sigristenfamilie zu bewegen, schon vor dem Winter das Haus zu räumen. Sein persönlicher Einsatz bewog auch die Bevölkerung, «ihren Schwestern» das Haus «klösterlich» einzurichten.

Am 4. November wurde die Türe nach aussen geschlossen und mit «Klausur» angeschrieben. Das «Kloster» war geboren. Wer es wissen wollte, dem erklärten die Priester gern: Klausur und Kloster entstammen dem lateinischen Sprachschatz als Ableitungen von claudere = schliessen.

Jetzt war der Traum der jungen Frauen aus dem Badischen erfüllt: Sie haben die «Welt» hinter sich gelassen, lebten als Gemeinschaft unter einem Dach, freiwillig eingeschlossen als Gottes Eigentum. Wer künftig mit einer Schwester sprechen wollte, musste zuerst die Klosterglocke läuten und erfuhr von der Pförtnerin, ob die Gewünschte jetzt kommen könne.

Es war nicht leicht, die Aufenthaltsbewilligung für die «frommen Frauen aus dem Schwarzwald» zu erwirken. Der eidgenössische «Klostersturm» lag nur wenige Jahre zurück, und die Kirchenfeindlichkeit machte an der Schweizergrenze nicht Halt. Die Übernahme der Volksschule für Mädchen schien der sicherste Weg. Rolfus wusste das und nahm die Mädchenbildung als ersten Punkt in der Regel auf. Natürlich mussten sich die beiden deutschen Lehrerinnen der eidgenössischen Prüfungskommission stellen. Statt Lohn für ihre Arbeit zu versprechen, verlangte die Regierung eine «Kaution von 800 Schw. Franken». Dafür durften die beiden Lehrerinnen alle ihre Gefährtinnen als «Kostgängerinnen» beherbergen.

War es Prophetie oder Gottes Humor, dass diese Frauen, die sich nur nach Stille und anbetendem Verweilen vor Gott sehnten; die äusserste Armut, ja Hunger und Kälte mit Freude «zur Sühne für die gottfremde Welt» ertrugen, nur als «Schulanstalt» bestehen durften? Die italienischen Anbeterinnen des Blutes Christi, von Maria De Mattias gegründet, denen sich die Steinerberger Gruppe bald anschloss, wirkten nämlich über 100 Jahre vorwiegend in der Mädchenerziehung.

Unter den Schwestern zu St. Anna herrschte solche Einheit, so aufmerksame wechselseitige Hilfsbereitschaft, solcher Eifer im Guten und so ansteckende Freude, dass die Mauern ihr Strahlkraft nicht eingrenzen konnten. Das Kloster wirkte wie ein Magnet. Zu Weihnachten, also kaum vier Monate nach der Ankunft der ersten Anbeterinnen, füllten schon über 30 junge Frauen das Schindelhaus gegenüber der Pfarrkirche. Mehrere Schwestern waren Theresias Schulfreundinnen. Sie hatten ihre «Gratwanderung», ihre Entfremdung von Gott und ihre entschiedene Umkehr miterlebt. Jetzt schätzten sie sich glücklich, mit ihr den Höhenweg des Glaubens und der Liebe zu ihrem gekreuzigten und auferstandenen Herrn zu gehen, den sie mit Vorliebe «unsern Blutbräutigam» nannten.

09

Name verpflichtet

Es konnte nicht lange dauern, bis die Schwestern begriffen, dass zu einem «Blutbräutigam» nur «Blutbräute» passen. Im Herzen wussten sie es schon lange. Im konkreten Alltag half ihnen die «geistliche Mutter» Schritt um Schritt verstehen, welches Geheimnis in ihrem Namen wirkte.

Vor Jahren hatten sie sich in die Erzbruderschaft vom Kostbaren Blut eintragen lassen. Seither spürten sie «ein neues Ohr und ein neues Auge» in ihrem Herzen. Hörten oder lasen sie, was Jesus für die Menschen gelitten hatte, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Stundenlang sannen sie dem Geheimnis der Liebe Gottes nach, deren Zeichen das vergossene Blut Christi ist. Wie konnten sie dafür danken? Wie diese Liebe den Menschen bewusst machen?

Wenn Mutter Theresia nach dem Mittagessen die Erholung eröffnete, die einzige Zeit im Tag, wo die Schwestern «unnötig» miteinander plauderten, fanden sie schwer ein anderes Gesprächsthema.

«So eine Liebe, wie Jesus sie zu uns hat, können wir nie verdienen,» meinte Sr. Xaveria.

«Verdienen?» sinnt Sr. Cölestina nach, «ich möchte lieber dafür danken.»

«Ja, ich auch,» mischt sich Sr. Rosa ein, «aber wie?»

«Danken hat viele Gesichter,» gibt die geistliche Mutter zu bedenken. «Wenn ihr daran denkt, dankt ihr schon, denn Dankbarkeit ist das Gedächtnis des Herzens.»

«Schön, das will ich mir merken,» freut sich Sr. Xaveria, die als erste den Weg nach Steinerberg gefunden hatte, als sie noch Ursula hiess.

«Wenn ich an unseren Namen ‘Anbeterinnen des Blutes Christi’ denke, platze ich vor Freude und komme mir richtig ‘kostbar’ vor,» schwärmt Maria Anna Kamer, die erste gebürtige Steinerbergerin, die im Sr. Anna Kloster eingetreten ist.

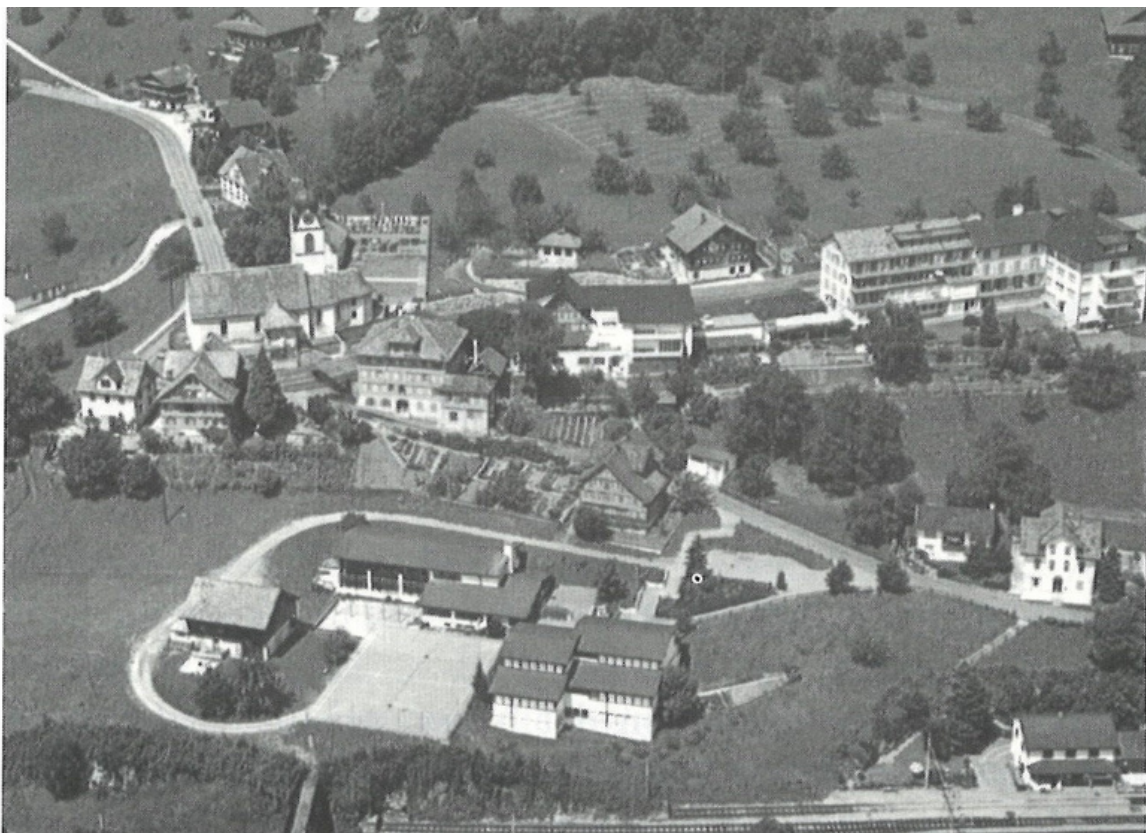
«Jeder Mensch ist kostbar..., so kostbar wie Christi Blut,» spinnt Mutter Theresia den Gedanken ihrer jüngsten Schwester weiter. «Deswegen darf uns nichts zu schwer sein, damit alle Menschen gerettet werden, für die Jesus sein Blut vergossen hat...Daran wollen wir heute Nachmittag denken, wenn uns etwas in die Quere kommt.»

«Hoffentlich kommt uns etwas in die Quere,» zweifelt Sr. Verena, der jede Arbeit spielend gelingt.

«Überschätze dich nicht, du Glückspilz,» warnte Mutter Theresia und beendet die Erholung mit dem Gruss: «Gelobt sei das Blut Christi!»

«Jetzt und in Ewigkeit,» antworten die Schwestern einstimmig und verschwinden schweigend, jede an ihre Arbeit. Ihre Gedanken kreisen ungehindert weiter um Gott, die strahlende Mitte ihres Lebens.

In dieser Mitte erlebten die Anbeterinnen das Zusammensein als Geschenk und dankten einander dafür durch Blicke, die deutlicher sprachen als viele Worte.



10 Die Liebe tut solche Dinge

Mutter Theresia hatte die Gabe, mit wenigen Worten klare Aufträge zu erteilen und schon mit ihrem Blick die Zustimmung anzuregen. Obwohl ihre Schwestern nach Anlage und Temperament sehr verschieden waren, fand sie für jede den richtigen Ton. Sie las jeder von den Augen ab, was sie gerade brauchte, wieviel sie jeder an Verzicht oder Einsatz zumuten konnte.

Weil die geistliche Mutter alle Schwestern von Herzen liebte und zugleich wusste, dass alle ihr junges Herz an Gott verloren hatten, empfand sie ihr Amt nicht als Last. Sie sorgte sich auch nicht übermässig um die Zukunft. Sie glaubte, was Paulus seinen Korinthern geschrieben hatte: «Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Guten: Erfolg und Misserfolg, Lob und Verleumdung, Gesundheit und Krankheit, ja sogar die eigenen Fehler...»Gott ist treu, auch wenn wir untreu sind,» las sie ebenfalls in einem Paulusbrief. Auf Gott konnte sie sich verlassen. Und tat es auch.

Ihren sehnlichsten Wunsch nach Anbetung vor dem Allerheiligsten Sakrament, den sie sogar im Titel der Gemeinschaft festgeschrieben hatten, durften die Schwestern nur stufenweise erfüllen. Der Pfarrer wusste, wie argwöhnisch die Behörden die fremden Frauen beobachteten und bremste «vorsichtshalber» ihren Eifer. Das Bremsen wirkte wie Antrieb. So stahlen sich die Anbeterinnen, geistlich gekleidet, mit Ausnahme der Kopfbedeckung, die einem Frauenhut ähnlich war, zu verschiedenen Tageszeiten in die Kirche und verweilten verschieden lange still vor ihrem eucharistischen Herrn.

«Mit dem neuen Jahr 1846 ... fassten sie mehr Mut.» Ausser dem geplanten Besuchen in der Kirche beteten von sechs Uhr am Morgen bis acht Uhr am Abend je zwei Schwestern eine Stunde lang laut vor dem Tabernakel.

Viermal am Tag versammelte sich die ganze Gemeinschaft in der Pfarrkirche, um der Eucharistiefeier beizuwohnen. Jesus betrachtend auf seinem Kreuzweg zu begleiten, Maria im Rosenkranzgebet zu verehren und am Abend die Ernte des Tages dankend vor Gott hinzutragen.

Am tiefsten beeindruckte die Priester und die Bevölkerung der «Stundenwechsel» der Anbeterinnen am Abend, wenn alle zugegen waren. «Sie warfen sich an den Stufen des Altares auf den harten Steinboden auf ihr Angesicht nieder ... verweilten einen Augenblick ... erhoben sich und sprachen das 'Dreimal Heilig' ... Es war kein Gesang, kein blosses Gebet ... es ergoss sich vielstimmig aus dem Herzen aller ... wie es kein Tonkünstler je erfinden könnte, weil die ganze Glut ihrer bräutlichen Liebe mitschwang...»

Die Schwestern begannen und schlossen die Anbetung immer mit ihrem machtvollen Lieblingsgebet: «Ewiger Vater, wir opfern dir auf das kostbare Blut Jesu Christi als ein Lösegeld für unsere Sünden, für die armen Seelen im Fegfeuer und für die Nöten der heiligen katholischen Kirche.» Dieses Gebet, sprachlich natürlich mehrmals angepasst, gehört neben dem Hymnus von Maria De Mattias heute noch zum täglichen Gebetsschatz der Anbeterinnen rund um den Erdball.

Bald genügte den Schwestern die Anbetung während des Tages nicht mehr. Sie setzten sie bei Nacht fort. In einem Zimmer, dessen Fenster den Blick auf das ewige Licht in der Pfarrkirche freigab, wachten zwei Schwestern je eine Stunde, um ihrem «im Tabernakel aus Liebe gefangenen Herrn» Gesellschaft zu leisten.

Wie gross ihr Wunsch war, Gott um jeden Preis in allem «Freude zu machen», bezeugte viele Jahre später die letzte in den USA lebende Steinerberger Anbeterin: «Ein Vorbereitungsjahr auf das Ordensleben gab es in Steinerberg nicht. Es wäre nur nötig gewesen, um dem glühenden Eifer in Gebet und Abtötung Einhalt zu tun.»

11 Gott lässt sich an Grossmut nicht übertreffen

Diese Wahrheit haben die Kostbar-Blut-Schwestern während der drei Jahre ihres Lebens in Steinerberg hundert-, ja tausendfach erfahren. Sie konnten fortwährend freigebig, ja «verschwenderisch» Arme an der Pforte speisen und kleiden, weil Gott ihre Vorräte auffüllte. Er tat es selten im Voraus. Oft litten die Schwestern bittere Not. Aber wenn sie die letzte Handvoll Mehl einer armen Frau gegeben hatten, stellten sie fest, dass der Mehl Trog nicht leer blieb. Wieviel Gott ihnen an Vertrauen zumutete und wie selbstverständlich die Schwestern auch die bittersten Ereignisse als Zeichen Seiner Liebe zu deuten wussten, sollen zwei in der Steinerberger Chronik erzählten Begebenheiten erhellen:

Im November 1847 erzählt die Chronistin, dass sie sehr froren, weil sie gar kein Holz mehr hatten und nicht einmal zum Kochen. In der Erholung beschlossen sie eine Novene, «um eine recht heisse Liebe zu erhalten...so würde uns nicht mehr frieren. Diese Liebe ist dann nicht so brennend geworden...aber wir bekamen Holz.»

Als sie einmal nichts mehr zu Essen hatten, drohte zugleich militärische Besetzung des Klosters. Die Schwestern fanden Zuflucht in den Familien. Als sie nach wenigen Tagen ins Kloster zurückkehren konnten, dankten sie Gott, dass er sie auf so erfinderische Weise vor Hunger bewahrt hatte.

Auch Rolfus, der die letzte Verantwortung für den Unterhalt des Klosters trug, spricht von wunderbarer Vermehrung der Lebensmittel und des Geldes. Er hatte sich zum unermüdlichen Bettler für seine Schwestern gemacht. Wenn er aber im Gefängnis sass, blieben die Sendungen aus. Um die Vorsehung Gottes nicht ständig herauszufordern, verfasste er ein «Bundesbüchlein», wie es bei den damaligen Klöstern üblich war. Für alle, die das Büchlein für einen

«Kronentaler» erwerben, beteten die Schwestern alle Tage. Der Bischof von Chur erlaubte den Druck des Bundesbüchleins «mit der Bitte, mich als das allerbedürftigste Mitglied aufnehmen zu lassen.

Solches Wohlwollen des Bischofs von Chur für eine Neugründung ausländischer Ordensfrauen in seinem Bistum war an sich schon ein Zeichen göttlicher Grossmut. Bischof von Carl wusste ja um die Stimmung der Schweizer Behörden in Bezug auf Kirche und Klöster. Er wusste, dass er sich in dem Masse der Kritik aussetzte, als er sich für diese Gemeinschaft einsetzte. Er tat es trotzdem, weil er von Anfang an überzeugt war, dass der «religiöse Winter» in der Eigenossenschaft die «Glut» des Glaubens und der Liebe dieser Frauen brauchte, damit wieder Frühling werden konnte.

Diesen mutigen Hirten muss auch gefreut haben, als er in der «Beilage zur Süddeutschen Zeitung» Nr. 5 am 5. Januar 1847 in einem langen Artikel über das «kleine Institut vom

kostbaren Blut in Steinerberg» las: «...So viel ist gewiss, dass ...die Katholiken in der Schweiz nur zu gut einsehen, dass heutzutage nichts mehr das hereinbrechende Verderben abwehren kann, als das vereinte Gebet. Unter allen Andachten nimmt aber unzweifelhaft die Andacht zum kostbaren Blute in der Schweiz immer mehr die Oberhand und breitet sich allenthalben aus; ja, die neueste Zeit zeigt dass ein eigener Gebetsverein unter dem Namen «vom kostbaren Blut» in der Schweiz entstanden ist, welchen schon viele Bischöfe der Schweiz bestätigt haben und empfehlen. Die katholischen Schweizer sehen also, dass das kostbare Blut Jesu Christi das letzte und einzige Rettungsmittel ist, wodurch wir jetzt dem allgemein drohenden Verderben entrinnen können, und dass wir die Pforten unserer Herzen mit dem kostbaren Blute Christi besprengen müssen, damit der Würgengel an uns vorübergeht...»



12 Der «Alltag» im St. Anna-Kloster

Schwer zu sagen, ob die Kostbar-Blut-Schwestern von Steinerberg je einen «grauen» Alltag erlebt haben. Der Tag war wohl von morgens vier Uhr bis abends neun Uhr genau geregelt, d. h. entsprechend ihrer Lebensregel eingeteilt. Weil aber darin Gebet und Arbeit, Schweigen und Erholung so abwechselten, wie es dem Herzenswunsch der Schwestern entsprach, kam es ihnen wie ein «Fest ohne Ende» vor, der kürzeste Weg zum ewigen Fest der Freude mit ihrem «Blutbräutigam». Die «Hindernisse» auf dem Weg erlebten sie in ihrer jugendlichen Begeisterung als willkommene Kraftproben für die Echtheit ihrer Berufung.

Aufstehen um vier Uhr war an sich schon keine grosse Zumutung, da sie im Sommer auch auf dem väterlichen Bauernhof den Sonnenaufgang auf dem Feld erlebten. Dass täglich eine Schwester die Runde machte und ihre Mitschwestern mit «Gelobt sei das Blut Christi!» weckte, sicherte allen einen sinnvollen Start. Sie durften wieder einen Tag ihrem Namen Ehre machen...

Dass die ersten Morgenstunden der Begegnung mit Gott galten, empfanden sie als willkommenes Vorrecht. Nach der Eucharistiefeier blieben sie noch lange in der Kirche, um für das Brot des Lebens zu danken. Dann gönnten sie sich schweigend eine heisse Mehlsuppe als Frühstück und brachten ihre Zimmer in Ordnung. Pünktlich erschienen sie in der gemeinsamen Stube, wo die Tagesarbeit wartete: Nähen und Sticken, Stricken und Häkeln, Klöppeln und Basteln kam den Bauernmädchen zuerst als angenehmer «Zeitvertreib» vor, da sie von zu Hause schwerer Feldarbeit gewohnt waren. Feine Handarbeit hatten sie von ihren Müttern nur an Sonntagen und langen Winterabenden am warmen Kachelofen gelernt. Jetzt lernten sie voneinander. Sie arbeiteten auf Bestellung oder auf Vorrat als Beitrag zu ihrem Lebensunterhalt. Die besonders Begabten stellten aus Seide und Papier

kunstvolle Blumen her, die damals sehr begehrt waren als Winterschmuck für Kirchen- und Familienfeste. Beim Verkauf ihrer Kunstwerke durften die Schwestern nur die Kosten für das Material nennen. Der Beitrag für ihre Arbeit blieb freiwillig. Oft «bezahlte» die geistliche Mutter die Wohltäter und andere Besucher mit den Prachtstücken aus der Klosterwerkstatt. Am liebsten stickten die Schwestern an Messgewändern, weil sie dabei Gott und den Menschen zugleich dienten.

Bei jedem Stundenschlag knieten die Schwestern auf den Stubenboden und sprachen gemeinsam das Stundengebet, ein Loblied auf Gottes Liebe und eine Bitte um das Heil aller Menschen. Das Stundengebet wirkte wie ein Glaubensbekenntnis, eine Rückkehr zur Mitte, falls eine sich in Gedanken von ihr entfernt hatte. Jede Stunde verliessen zwei Schwestern das Arbeitszimmer, weil sie andere zwei vor dem Tabernakel in der Pfarrkirche ablösen durften. Ihre strahlenden Gesichter bewiesen, dass der Heilige Geist in ihnen wohnte, der jedes Müssen in ein Dürfen verwandelt.

Am Mittag dampfte auf dem Tisch eine kräftige Gemüsesuppe. Dazu ass jede ein Stück Schwarzbrot. Das laute Lesen aus einem geistlichen Buch würzte die karge Mahlzeit der Armen. Dass die geistliche Mutter selber bei Tisch jede Schwester mit gewinnender

Aufmerksamkeit bediente, machte das Essen zu einem Familienfest. In der Küche und an der Pforte wechselten sich die Anbeterinnen täglich ab. Ausser der Schule beanspruchten diese beiden Ämter am meisten Zeit. Täglich klopfen 30 bis 40 Arme an die Klosterpforte. Jeder bekam zu jeder Tageszeit Brot und eine Schale warmer Suppe. Mehr hatten die Schwestern nicht. Denn das Kloster bei St. Anna «hatte keinen Speicher, keinen Keller, keine Speisekammer... gar nichts», und doch gaben die Schwestern «fortwährend reichliches Almosen an Speisen, Geld und Kleidern...»

Übertreibung des Geschichtsschreibers? Kaum. Er schrieb ja zu einer Zeit, wo ihn die Augenzeugen Lügen strafen konnten.

Während der halbstündigen Erholung nach dem Mittagessen sangen die Schwestern nach Herzenslust, tauschten ihre Erlebnisse aus und lachten herzlich über die kleinen Abenteuer, die sie beim nächtlichen Stundenwechsel im Dunkel erlebt hatten.

Der Nachmittag gehörte wieder der Handarbeit, und nach dem mageren Abendessen hatten die Schwestern ausgiebig Zeit, vor ihrem Herrn den Tag zu überdenken und Ihm zu danken.

13

Bildung, die frei macht

Das «Fest ohne Ende» kannte auch Hochfeste. Bald nach der ersten Weihnacht im Kloster, welche die Anbeterinnen in gelebter Vereinigung mit Maria und Josef in äusserster Armut und seliger Freude gefeiert hatten, folgte im Januar 1846 die erste Gelübde-Ablegung. Die Schwestern erhielten nach viermonatiger Bewährung das Ordenskleid und versprachen Gott feierlich, arm, jungfräulich und gehorsam wie Jesus zu leben. Mutter Theresia hatte sie durch ihr Leben und der Jesuit Pater Cathani aus Schwyz durch seine zündenden Ansprachen während der Exerzitien darauf vorbereitet.

Beim Festmahl, wo sogar ein Braten auf dem Tisch duftete und Kuchen und Kaffee als Nachtisch warteten, kreiste das Gespräch um die drei «evangelischen Räte».

«Warum verspricht ihr feierlich, arm zu leben?» wollte Barbara Mader aus Luzern wissen, die vor wenigen Tagen in die Gemeinschaft aufgenommen wurde. «Armut kann ja kaum ein erstrebenswertes Ziel sein...»

«Richtig», erwiderte Mutter Theresia, «Armut ist kein Ziel, sondern ein Mittel auf unserem Weg zu Gott. Wir geben äussere Sicherheiten auf, weil wir glauben, dass Gott für uns sorgen wird. Wir beanspruchen für uns möglichst wenig, damit unser Hunger nach ewigen Gütern wachsen kann...»

«Und damit wir mit noch Ärmern teilen können», fügte die Pförtnerin bei, die soeben ein grosses Stück Kuchen einem Kind in die Hände gedrückt hatte.

«Für mich ist das Gelübde der Jungfräulichkeit am wichtigsten», dachte Sr. Christina laut. «Warum?» wollte die Steinerbergerin Magdalena Styger wissen, die nach kaum 24 Stunden ihrer Freundin Maria Anna ins Kloster gefolgt war. «Weil Jungfräulichkeit mir und den andern sagt, dass ich ganz Gott gehören will, dass er Nummer Eins in meinem Leben ist...Weil Jesus und Maria jungfräulich gelebt haben...Weil, ja weil es mir vorkommt, dass ich dann schon halb im Himmel bin.»

«Und der Gehorsam?» meldete sich wieder Maria Anna, die sich für den Eintritt entschlossen hatte, weil ihr die strahlenden Gesichter der Anbeterinnen so gut gefielen.

«Gehorsam ist für mich eine notwendige Folge der Jungfräulichkeit», mischte sich wieder die geistliche Mutter ins Gespräch. Wenn ich ganz Gott gehöre, wie Sr. Christina gesagt hat, dann will ich auch um jeden Preis tun, was Gott von mir will.»

«Ja, verstehe ich», nickte Maria Anna, «Aber wie erfahre ich mit Sicherheit, was Gott von mir will?»

«Durch unsere geistliche Mutter», platzten gleich mehrere Schwestern heraus, die das Gespräch über die Gelübde mit verfolgt hatten. Die andern nickten überzeugt. «Unsere Mutter liebt Gott so leidenschaftlich, dass sie mit Sicherheit spürt, was Gott von jeder von uns will.»

«Sie fragt aber auch bald diese, bald jene Schwester um Rat und folgt lieber der Meinung anderer als ihrer eigenen. Und immer wieder bittet sie ums Gebet, damit sie die Verantwortung des Amtes richtig wahrnehme...»

Maria Theresia errötete und schaute weg. Dann wandte sie sich wieder den Schwestern zu und sagte: «Ich bin auch immer noch am Lernen, am Horchen. Gehorsam ist nur ein Ja zu dem, was wir hören, wenn wir Gott hören. Hat uns nicht Pater Cathani gesagt: «Wer sich selbst nur hören will, hört auch den Teufel leichter?»

14 Lauft, dass ihr den Siegeskranz gewinnt

Bei einer solchen Lebenseinstellung überrascht es kaum, dass die Sehnsucht der Schwestern, immer bei Gott zu sein, unaufhaltsam wuchs. Sie wetteiferten im Gehorsam, in der Armut, in der gegenseitigen Liebe. Die langen Gebetszeiten schienen ihnen viel zu kurz. Sie lebten täglich, was Paulus den ersten Christen zu erklären suchte: «Ich wünsche aufgelöst zu werden, um bei Christus zu sein.» Am liebsten hätten sie auf Schlaf und Nahrung verzichtet... Die geistliche Mutter, die selber seit Jahren von «Tee und einem Stück Brot» lebte, hatte Mühe, den Eifer der Schwestern zu zähmen.

Bald erkrankten sie ersten Anbeterinnen schwer. War es ihr unkluger Jugendeifer oder Gottes verstehende Liebe für ihre Sehnsucht nach dem Himmel? Der herbeigerufene Arzt gab wenig Hoffnung. Sr. Meinrada sprach im Fieber bereits mit ihrer verstorbenen Mutter und dem kleinen Bruder, der als Säugling der Mutter gefolgt war. Die Fröhlichkeit der Kranken wie der Gesunden verwirrte den Arzt, als er die äusserste Armut der Klosterräume sah. Er verschrieb kräftiges Essen, ungestörten Schlaf und regelmässiges Trinken gewisser Kräuter-Tropfen.

Sr. Meinrada, deren Zustand am bedenklichsten war, bezog das einzige «Privatzimmer», das einen Ofen hatte. Trotz sorgfältiger Pflege schwanden rasch ihre letzten Kräfte. Wenn die Schwestern ihr Mut zusprechen wollten, tröstete sie die Zurückbleibenden durch ihren fröhlichen Abschied.

Bald waren alle überzeugt, dass Sr. Meinrada als erste in die Ewigkeit umsiedeln dürfe, weil sie Gottes besonderer Liebling war. Als sie starb, weinten alle vor Schmerz und Freude zugleich. In einer Mischung von Scheu und Sehnsucht fragten sie einander, welche ihr wohl zuerst in die ewige Heimat folgen dürfe. Sie mussten nicht lange warten. Im August kletterte bei

Sr. Franziska das Fieber in die Höhe. Sie wollte unbedingt aufstehen und in die Kirche gehen. Als die Schwestern ihr wehrten, fragte sie: «Hört ihr denn nicht, dass Jesus mich ruft? Jeh, Sr. Meinrada kommt mich abholen.»

Im März und April 1847 standen die Schwestern fast jede Woche vor einem frischen Grab. Da horchten die Verwandten auf. Eltern und Geschwister wollten ihre Tochter oder Schwester heimholen. Sie versprachen ihnen alles, was das Herz einer jungen Frau höherschlagen lässt, stiessen aber auf lauter taube Ohren. Es half weder Bitten noch Drohen.

Keine Schwester in St. Anna konnte sich etwas Schöneres, Erstrebenswerteres vorstellen, als in dieser Gemeinschaft zu leben und zu sterben. Die Verwandten kehrten wieder heim. Sie wussten – auch wenn sie es nicht verstehen konnten:

Diese jungen Frauen waren restlos glücklich. Sie besaßen in Fülle, was andere krampfhaft suchten: die Freude und den Sinn des Lebens.

Das beweist auch der Brief Maria Theresias, den sie an ihrem 24. Geburtstag im Bett an ihre Schwestern schrieb. Der Arzt und das Gebet der Gemeinschaft hatten sie der unmittelbaren Todesgefahr entrissen, aber nicht zu ihrer Freude: «...Wünscht mir doch an diesem Tag einen glückseligen Tod», bettelte sie. «Oft kommt mir vor, Gott spiele nur mit mir... Wenn ich meine, ich habe den König in der Hand, kommt er mir fort, und ich bin wieder allein da...»

Die geistliche Mutter erholte sich wieder, aber das Sterben hielt weiter seine frühe Ernte unter den Anbeterinnen, die sich glücklich schätzten, wenn Bruder Tod bei ihnen anklopfte.

15 Wie Gold im Feuer geprüft

Die wachsende Zahl der frischen Gräber in Steinerberg schreckte die jungen Frauen von nah und fern nicht ab, im St. Anna-Kloster um Aufnahme zu bitten. Im Gegenteil. Nach kaum einem Jahr lebten dort über 50 Schwestern. Das enge Haus konnte sie nicht mehr fassen.

Die guten Pfarrherren, die sich verpflichtet hatten, für die Unterkunft der Schwestern zu sorgen, freuten sich über den guten Geist und die wachsende Zahl der Anbeterinnen. Zugleich drückte sie die ungewisse Zukunft. Gab es für diese Schwestern überhaupt eine Zukunft in dieser Welt?

Im Frühjahr 1846 bat Pfarrer Loser einen geistlichen Freund, die Gemeinschaft als «kirchlicher Visitor» zu besuchen, um sich ein «sachliches Urteil» über ihr Leben zu bilden. In seinem Bericht war zu lesen: «Ich glaube, die Versammlung von St. Anna... wird ungeachtet aller Hindernisse aufblühen und fortbestehen... In diesem Verein kann nur bleiben, wer die rechte Farbe der St. Anna-Schwestern hat... und in 'ihren Guss' passt...»

Was er damit meinte, lässt sich am besten mit «Himmlischer Rechenkunst» umschreiben, wie W. Bergengruen eines seiner 'christlichen' Gedichte nannte. Die Anbeterinnen von Steinerberg haben die Umkehrung der üblichen Wertordnung überzeugt und daher überzeugend gelebt:



Je stiller sie wurden, desto lauter sprach das ewige WORT.



Je mutiger sie Schritte ins Dunkel setzten, desto deutlicher sahen sie den WEG vor sich.



Je gehorsamer sie Gottes Willen taten, desto köstlicher erlebten sie ihre FREIHEIT.



Je geringer sie Menschenweisheit achteten, desto gewinnender erkannten sie die WAHRHEIT.



Je froher sie das Vergnügen mieden, desto stärker überflutete sie die FREUDE.



Je bereiter sie Dinge losliessen, desto reicher beschenkte sie das SEIN.



Je weniger sie das Erdenleben schätzten, desto begehrenswerter erschien ihnen der Durchbruch in das LEBEN.

Nachdem der Visitor die Eigenschaften aufgezählt hatte, die den 'Guss' und die 'Farben' dieser Ordensfrauen kennzeichneten, schloss er: «Obwohl die Genossenschaft noch auf sehr schwachem Fundament zu stehen scheint, bin ich überzeugt, dass sie sich...auch ausser Landes verbreiten werde.» Zuerst aber musste Pfarrer Loser ein Haus in der Nähe finden, um das überfüllte Gründungskloster zu entlasten.

«St. Maria auf der Au» wartete zwar, klösterlich eingerichtet, auf seine Gäste, aber die geistlichen Herren wussten noch besser als die Schwestern, dass die neue Regierung die neue Niederlassung nie dulden würde. Die «fremden Klosterfrauen» waren ja schon in Steinerberg den Behörden ein Dorn im Auge.

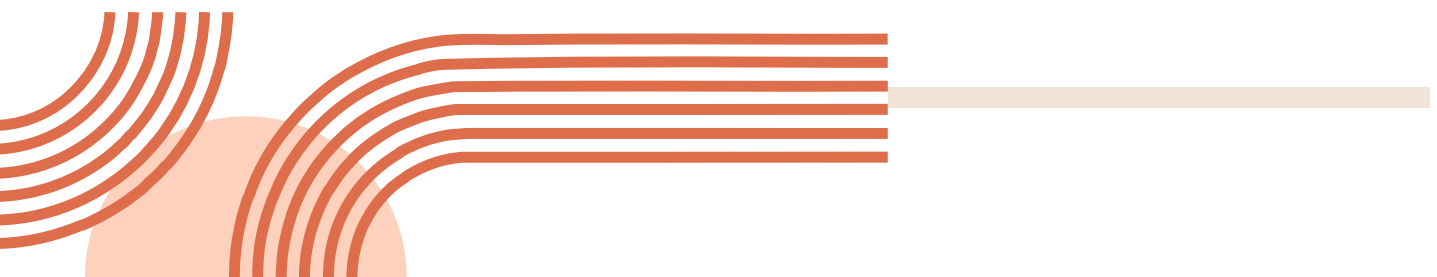
Trotzdem wagte Pfarrer Loser, am Jahrestag der Gründung mit Mutter Theresia und zehn weiteren Schwestern ins «alte Klösterlein» auf der Au in Steinen einzuziehen. Noch am gleichen Tag erschien der Polizeidirektor von Schwyz und ermahnte die Schwestern ... noch diesen Abend Steinen zu verlassen...Überdies hätten sie einen Besuch von Staats wegen zu gewärtigen..."

Die polizeiliche Hausdurchsuchung in Steinerberg liess nicht lange auf sich warten. Mutter Theresia begleitete diesen «Magistraten... mit kindlicher Unbefangenheit durch alle Räume...» Die Schwestern beantworteten so

selbstverständlich offen alle seine Fragen, dass der gestrenge Herr immer unsicherer wurde. Als er zum Abschied die schönsten Kunstblumen für seine Frau und bunte Socken für seine Kinder bekam, schämte er sich seines Auftretens und verliess als überzeugter Freund das Kloster.

Sein Bericht an den Bezirksrat muss entsprechend gelautet haben. Die Schwestern durften in Steinerberg bleiben und weiter Schule halten. Ihr guter Ruf erreichte sogar weitere Kreise. Pater Cathani, der Jesuit aus

dem Kollegium in Schwyz, schätzte vor allem Mutter Theresia sehr hoch, mit der er im Briefwechsel stand. «Es ist als ob eine vom Geist Jesu erfüllte und mit Vollmacht ausgerüstete Person redete... Sie ist eine Heilige...», berichtete er seinem Freund, Pfarrer Loser. Am meisten bewunderte er Ihre «Demut und Gelassenheit... das strenge Fasten bei Wasser und Brot sei der geistlichen Mutter nicht abzuschlagen..., den eifrigen Schwestern aber... nicht so leicht zu gestatten... Wie stark die Nachahmungssucht wäre, habe er beim Mittagessen gesehen, als fünf von den 13 Kandidatinnen... nur Wasser und Brot vor sich hatten.»



Starke Gewitter

16 versprechen fruchtbare Jahre

Das gilt in der Natur wie im Leben der Kirche. Zeiten der Verfolgung zwingen fast die Menschen, sich fester in Gott zu verankern: Das Weizenkorn muss sterben, dann trägt es reiche Frucht.

Der erste Sturm polizeilichen Eingreifens war zwar glücklich überstanden, aber die dunkle Wolke der tödlichen Krankheit lagerte weiter über dem St. Anna-Kloster. Die Zahl der Anbeterinnen in der Ewigkeit wuchs erschreckend rasch. Sicher, sie sehnten sich so sehr nach der ewigen Freude bei Gott, dass sie die Schmerzen der Krankheit als «nichts» bezeichneten.

Mehr Kummer als das Sterben der Schwestern verursachten der Gemeinschaft die böswilligen Zeitungsschreiber, die Schauermärchen über Erbschleicherei und Vergiftung verbreiteten. Hätten sie nur eine Anbeterin im Sterbezimmer erlebt, hätten sie bestimmt ihre sensationslustigen Erfindungen in den Papierkorb geworfen. Nur zwei Beispiele:

Die 23jährige Schwarzwälderin Walburga antwortete auf die Frage, ob sie gerne sterben möchte: O ja, ich wollte noch springen, wenn ich nur wüsste, wo der Bräutigam herkäme.» Zwei Stunden vor dem Tod rief sie nach Ihm mit ihrem selbstverfassten «Bräutigams Lied» und bat die Pflegerin, mit ihr das «Dreimal-Heilig» zu singen.

Als Sr. Lidwina einige Tage ausser Gefahr schien, meinte die geistliche Mutter: «Sie müssen lange auf den Bräutigam warten.» «Ja», antwortete die Kranke leise, «Er hat auch lange auf mich warten müssen.»

Kaplan Holdener, der fast täglich den Kranken das eucharistische Brot ins Kloster brachte, schrieb in sein Tagebuch: «Wenn ich etwas beschwert die

Kranken besuchte, verliess ich sie erleichtert wieder...Sterben ist hier schier eine heitere Begebenheit...» Die Frauen hatten schon zu Hause stundenlange Fussmärsche und tagelanges Fasten als Vorbereitung auf die Kommunion geübt. Spott und Verfolgung, die sie dafür ernteten, nährten nur ihre Liebe. Krankheit erlebten sie jetzt als Lohn, den Tod als Freund, der ihnen den Schlüssel zum Himmel in die Hand drückte.

Pater Cathani wollte die Schwestern bei dieser «harten Heimsuchung», wie alle Gutgesinnten das Sterben der Schwestern nannten, trösten. Stattdessen fühlte er sich schon beim Betreten des Hauses so getröstet, dass er ausrief: «Ich freue mich über die Massen... Weiter kann es kein Mensch in dieser Welt bringen, als freudig zu sterben...»

Obwohl sich Mutter Theresia über das fröhliche Leiden und Sterben ihrer Schwestern freute, litt sie innerlich unsagbar: «Wenn ich an dieser Krankheit Schuld sein soll, wie kann ich das verantworten?» Als sie ihrem Herrn im Tabernakel ihre Not klagte, verstand sie plötzlich: Das war Gottes Antwort auf ihr Gebet, das sie vom Bruder Klaus gelernt hatte:

«Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir, was mich hindert zu dir.

Mein Herr und mein Gott, gib alles mir, was mich führt zu dir.

Mein Herr und mein Gott, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir.»

Da schämte sie sich ihrer Klage und wiederholte mit Jesus im Ölgarten: «Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.» Mutter Theresia litt auch, weil sie wusste, dass ihr geistlicher Vater Karl Rolfus wegen der Klostergründung und wegen der vielen Todesfälle in Steinerberg verfolgt, ja mit dem Tod bedroht wurde. Als sie nach einer durchweinten Nacht gegen Morgen einschlief, sah sie im Traum ihre 10 verstorbenen Schwestern. Sie sprachen ihr Mut zu und sangen mit ihr ein Loblied auf das Blut Christi.

Die Frucht dieser Gewitter blieb nicht aus. Immer mehr junge Frauen baten um Aufnahme im St. Anna-Kloster. Am Begräbnistag von Sr. Bernardina meldeten sich gleich zwei «Fräulein aus Solothurn», die bereit waren, jeden Preis zu zahlen, um so glücklich zu sterben. Pater Cathani grüsste sie Gemeinschaft künftig mit: «Freut euch immerzu.» Das war zugleich Anerkennung der im Kloster herrschenden Freude und Wunsch für die Zukunft.

Die Stürme tobten weiter. Die «Sterbeanstalt», wie Pater Cathani einmal das Kloster der Anbeterinnen genannt hatte, war im Mund aller. Jeder fand eine andere Erklärung für die tödliche Krankheit, die so viele Opfer kostete: schlechte Kost, immerwährendes Beten, Enge des Hauses, Mangel an Bewegung... Weder kräftige Speise noch Verzicht

auf nächtliche Anbetung, noch Umsiedlung nach Steinen und Seelisberg, noch tägliche Bewegung im Freien brachte Hilfe. Auch die Arzneien blieben ohne Wirkung.

An die wirklichen Gründe dachte kaum jemand. Sicher nicht die Ärzte, welche im Auftrag der Regierung die Schwestern und ihre Lebensweise immer wieder untersuchten.

Nur Dr. Franz Mengis aus Willisau LU wagte niederzuschreiben, zu welcher Einsicht er als gläubig Arzt bei seinen Besuchen gekommen sei: «Mir scheint, eine höhere Liebe zehre am Leben dieser Jungfrauen... Sie werden schon hier auf Erden durch Liebe umgewandelt und dem blutenden Heiland ganz ähnlich gemacht... Sie sehen den, der mitten unter uns steht...»

17 Aus dem Tod blüht neues Leben

Tag um Tag und Jahr um Jahr erleben die Menschen diese Wahrheit in der Schöpfung. Wie sollte es im Leben der Menschen, die ganz Gott dem Schöpfer gehören, anders sein? Neueintritte füllten die Lücken der «frühvollendeten Anbeterinnen». Noch mehr. In Maria Theresia brannte eine Sehnsucht nach der «ewigen Stadt», wo der Papst als Stellvertreter Christi auf Erden über die Kirche wachte. Die geistliche Mutter förderte auch in den Schwestern die Liebe zur Kirche. Am Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus lud sie die Schwestern ein, «wenigstens im Geiste» in die glückselige Stadt Rom mit ihren vielen Heiligtümern zu pilgern. Während der Oktav – acht Tage nach dem Fest – sollen sie beten, damit «ihre Angelegenheiten – der Anschluss an die italienische Gründung – in Rom befördert würden.» Die Gemeinschaft in Steinerberg «wurzelte tief in der Kirche, hing mit dem Mittelpunkt – der Kostbar-Blut-Familie in Rom – innig zusammen.» Sie schöpfte ja reichlich «aus dem gleichen Lebensstrom» des Blutes Christi. Mutter Theresia sprach sehr gern von Rom und freute sich, dass sie durch die Niederlassung in Uri «näher bei Rom sein könne».

Schon im April 1847 – mitten im grossen Sterben – baten die Pfarrgeistlichen in einem ausführlichen Brief ihren Bischof «um die Erlaubnis und eine kurze Empfehlung an den Generalvorsteher der Congregation vom Kostbaren Blut in Rom für die Einverleibung gedachter Schwestern in die dortige Congregation...». Als Grund der Bitte nennen sie «ausser dem Verlangen der Schwestern selbst... die Schlussnahme der Regierung: Man werde das Patent nur solchen Lehrerinnen erteilen, welche einem kirchlich genehmigten Orden angehören.»

Der Bischof gab gerne diese Erlaubnis «wegen der reichen Frucht, welche die betreffende Schwestern-Versammlung schon gebracht.»

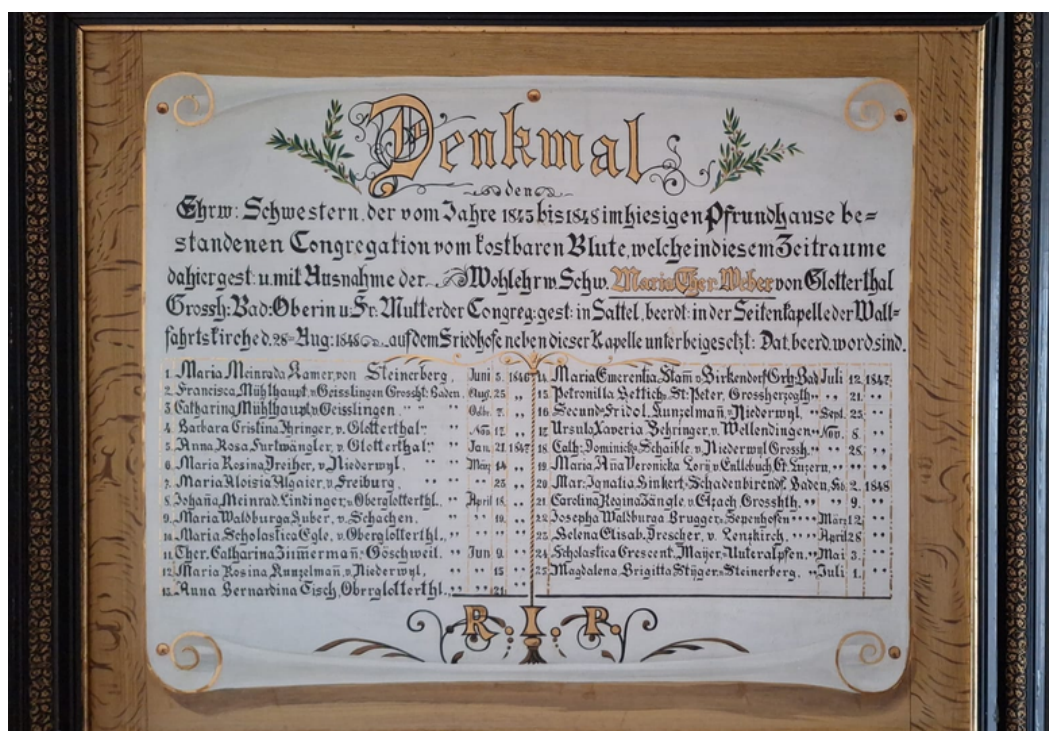
Rolfus schickte die bischöfliche Empfehlung an die Generalleitung der Kostbar-Blut-Missionare in Rom.

Gross war die Freude als Pfarrer Loser die feierlich in Latein abgefasste Antwort «An die geliebten Schwestern zu St. Anna in Steinerberg» diesen vorlas.

Johannes Merlini, der langjährige Berater von Maria De Mattias, schrieb im Namen seines Generaloberen: «...Wir danken dem himmlischen Gärtner dafür, dass Er den Weinberg, den sein Blut getränkt hat, durch diesen neuen Zuwachs

befruchten will...Wir nehmen gerne alle und jede einzelne Schwester, die gegenwärtigen und die zukünftigen...in unsere Kongregation auf...Ihr sollt also den Titel vom Kostbaren Blut tragen und Euch darüber freuen...»

Schade, dass Merlini nicht sehen konnte, wie sehr sich die Anbeterinnen über sein Schreiben freuten.



Names of the ASC buried in Steinerberg

18 Maria zum Sieg auf Seelisberg

Noch vor Eintreffen dieser ersehnten Antwort aus Rom bat Anna Maria Zwyssig aus Seelisberg um Aufnahme im St. Anna-Kloster. Seelisberg galt damals schon als begehrter Luftkurort. Weil die neue Kandidatin mit ihrem Bruder Erbin eines Bauernguts war, erkundigte sich Pfarrer Loser, ob nicht dort einige Anbeterinnen leben und sich erholen könnten. Die Kandidatin und der Pfarrer von Seelisberg begrüßten diesen Gedanken.

Ohne eine feste Abmachung abzuwarten, wanderte Pfarrer Loser mit Mutter Theresia und noch fünf Schwestern über Seewen nach Brunnen. Nach der Überfahrt über den Vierwaldstättersee stieg die Gruppe tapfer bergwärts und stand am Abend vor dem Pfarrhaus in Seelisberg.

Kein Platz! Pfarrer Furrer hatte «hohe Kurgäste».

Während Pfarrer Loser hartnäckig eine Unterkunft für die Nacht suchte, beteten die Schwestern zuversichtlich. Gott hatte sie schon oft auf die Probe gestellt, aber noch nie im Stich gelassen...

Gegen alles Erwarten nahm die Haushälterin des Kaplans die Herberg suchenden voll Freude auf. Auch der Kaplan freute sich über die Gäste, als er heimkam.

Die «hohen Kurgäste» im Pfarrhaus erwiesen sich bald als Geschenk der göttlichen Vorsehung. Sobald sie das Anliegen «des Instituts vom kostbaren Blut» hörten, lieh einer der Herren seinen Namen als Käufer des Hauses, da «Kantons-Auswärtige im Land Uri» kaum Eigentum erwerben konnten. Die beiden Geschwister, denen das Gut gehörte, waren damit «mehr als zufrieden». Der Bruder wollte gerne als «Schaffner» der Schwestern den Besitz weiter verwalten. Das Haus bot Raum für 20 Schwestern.

Wird ihnen aber die Gemeinde das Niederlassungsrecht erteilen? Der Ortspfarrer hatte grosse Bedenken. Er wusste, wie «eifersüchtig» seine Seelisberger über ihre «Landrechte» wachten.

Rolfus reiste nach Altdorf, schrieb Briefe an kirchliche und weltliche Behörden «und fand überall günstige Aufnahme». Aber die Mehrheit der Kirchenräte von Seelisberg entschied für die «Fortweisung der Schwestern».

Das letzte Wort hatte die Kirchgemeinde. Der Pfarrer riet, «diese Schwestern... für ein Jahr zu tolerieren». – «Sie sollen bleiben», schrien die Bauern auf einmal. «Wir nehmen sie auf für ein Jahr, und ist das Jahr aus, so gilt's für immer.» Niemand verstand, wie es zu diesem Entscheid kommen konnte. Nur die sechs Anbeterinnen, die in der Kirche den Himmel bestürmten, sicher unterstützt von ihren Mitschwestern in Steinerberg, wussten, wem sie diesen Sieg verdankten.

Alle freuten sich über den Namen des neuen Klosters: «Maria zum Sieg». In dieser zweiten Heimat wollten sich die Schwestern «erholen und der Gemeinde Segen erleben».

Den Segen spürten die Seelisberger sehr bald: die Schwestern hielten Schule für die Mädchen, sorgten freigebig für die Armen, und im Stundentakt kniete ständig eine Anbeterin in Namen aller vor dem Tabernakel.

19 Jemand muss den Preis zahlen

Nicht alle jungen Frauen, die in Steinerberg um Aufnahme baten, «passten in den Guss der St. Anna-Schwestern». Als einige Schwarzwälderinnen «wegen Mangel an Beruf» entlassen wurden, «verbreiteten sie allerlei nachteilige Gerüchte. Den Feinden von Rolfus und seiner Gründung kam das Gerede wie gewünscht. Sie entfesselten einen neuen Sturm der Verfolgung.

Mutter Theresia, die krank auf Seelisberg weilte, «sah» diesen Sturm kommen und durfte auf menschliche unerklärbare Weise die Abwehr vorbereiten. Augen- und Ohrenzeugen berichten darüber: Pfarrer Fink von Niederwil am Rhein, ein anerkannter Gelehrter jener Zeit, war Rolfus' Vorgesetzter. Er schätzte den Eifer seines Kaplans und liess ihm freie Hand. Am 27. Juli 1847 erlebte Pfarrer Fink spürbar «mit Wohlsein und tröstlichem Gefühl» und sichtbar als «milder Glanz» die Nähe einer Frau, die leise, aber doch hörbar bat: «Komm zu uns, wir haben dich nötig.» Er dachte gleich an Mutter Theresia, von der ihm sein Kaplan schon manches erzählt hatte. Dennoch wollte er das seltsame Erlebnis vergessen. Als sich der «Besuch» innerhalb von 24 Stunden zum dritten Mal mit steigender Bitte, aber immer «tröstlich und wohlwollend» wiederholte, beschloss er, nach Steinerberg zu reisen. Da er Mutter Theresia dort nicht fand, aber unbedingt sprechen wollte, begleitete ihn Pfarrer Loser nach Seelisberg. Es bedurfte nicht vieler Worte. Pfarrer Fink musste sich nur persönlich vom Geist und Leben der Anbeterinnen in der Schweiz überzeugen, damit er seinen Kaplan und das junge Kloster vor dem falsch informierten Bischof und den weltlichen Behörden verteidigen konnte. Er tat es so mutig und erfolgreich, dass Rolfus – statt ins Gefängnis – im Triumphzug nach Niederwil zurückkehren durfte. «Maria, du hast gesiegt», las er in grossen Lettern am reich bekränzten Dorfeingang.

Die Bevölkerung folgte ihm jubelnd in die Pfarrkirche. Rolfus stieg auf die Kanzel, dankte Gott und den Menschen für die wunderbare Hilfe und fügte hinzu: «Ich fürchte mich mehr vor grossen Ehren als vor grossen Kreuzen, weil auf Ehren noch grössere Kreuze folgen.» Er behielt recht.

Die Schwestern von Seelisberg wanderten öfter als manchen lieb war, den weiten Weg nach Steinerberg, um den kranken Mitschwestern einen Aufenthalt in der gesunden Bergwelt zu ermöglichen.

Die «schwarzvermummten Engelsgestalten» erweckten Aufsehen. Die einen bewunderten sie, andere beobachteten sie misstrauisch. «Die Landesregierung selbst, ohne ihnen feind zu sein, war ihretwegen in nicht geringer Verlegenheit...Duldung und entschiedenes Auftreten gegen die 'mysteriöse Anstalt zu Steinerberg'» wie Zeitungen vom Kloster sprachen, wechselten ab.

Die zweite «Besetzung» des Klosters «Maria Hilf» bei Steinen nach fast genau einem Jahr brachte die Schwestern nicht weniger Leid als die erste. Wieder erschien die Polizei und verlangte sofortige Räumung. Wegen Verhandlungen und sintflutartigem Regen durften die Anbeterinnen doch dort übernachten. Die geistliche Mutter erkrankte schwer. Die «humane» Regierung erlaubte, dass sie mit zwei Pflegerinnen im Kloster bleiben dürfe, bis sie den Rückweg antreten konnte. So «hatte ihr der Herr, obschon unter schmerzlichen Umständen, noch bei Lebzeiten drei Häuser geschenkt».

Sie meinte: «Bei St. Anna sind wir in Christo geboren; bei Maria zum Sieg hat uns der Herr getröstet; bei Maria Hilf will er uns zur Überfahrt bereiten.»

Was meinte Mutter Theresia mit der «Überfahrt»? Ihren eigenen nahen Tod, das Sterben ihrer jungen Schwestern oder die Ausweisung der Anbeterinnen aus ihrer «geistlichen Heimat»?

Die Urkunde der Zugehörigkeit zu einem kirchlich anerkannten Orden liess auf Gewährung des «Lehrpatents» und der Aufenthaltsbewilligung hoffen. Der Bischof von Chur versprach schriftlich: «Ich werde die so lieben Schwestern nie verlassen.»

Kardinal Frasoni nennt die Schwestern als Bekräftigung der Aufnahme der Anbeterinnen auf Steinerberg in die Kostbar-Blut-Kongregation in Rom «eine ausgezeichnete Zierde der katholischen Kirche». Konnten sie sich mehr wünschen? Natürlich wollten sie nicht nur «Zierde» sein, vielmehr Kanäle der Gnade und des Segens, der Versöhnung und des Heiles für alle Menschen, für die Jesus sein Blut vergossen hat. Sie fühlten sich wie Adern, durch welche Christi Blut in

seinen Leib, die Kirche, floss, sie ernährte, reinigte und heilte. Dieser so ehrenvolle Dienst schien ihnen jedes Opfer wert...

An Opfern fehlte es ihnen im dritten Jahr ihres Bestehens wahrlich nicht:

Der Schulrat erklärte, «die Anstalt am Steinerberg sei ein Hindernis für die bestehende Schulordnung,» weil sie dem Gesetz nicht entsprach.

Die Hoffnung, im Kanton Schwyz zu bleiben, war damit fast zerschlagen.

Die geistliche Mutter schien dem Tode nahe.

Der Sonderbundskrieg brachte die Grenzsperre mit sich, und Rolfus konnte die Schwestern weder geistig noch materiell unterstützen.

Die Anbeterinnen mussten nicht mehr fasten, sie litten Hunger, weil das Geld nicht einmal für Brot reichte. Aber «...die Schwestern sind doch immer fröhlich geblieben», bekannte Mutter Theresia einem Priester gegenüber.

Etwas Gutes brachte der Sonderbundskrieg doch. Als die katholischen Kantone ringsum von den bewaffneten Truppen eingekreist waren, dachten sie nicht mehr daran, die Anbeterinnen auszuweisen. Viele Soldaten, auch Hauptleute und Polizisten, klopfen an die Klosterpforte und baten um Gebet. Besonders schätzten sie den Segen Mutter Theresias, wenn sie an die Front mussten.

Der Krieg hatte wenige Menschenleben gekostet, aber die drohende Besetzung durch die Sieger verbreitete viel Angst. Pfarrer Loser riet den Schwestern, das Ordenskleid abzulegen und sich in Privathäusern zu verstecken. Die guten Steinerberger Familien liehen ihnen gern Kleider und Obdach, bis die unmittelbare Gefahr vorüber war. Dann sammelten sich alle wieder im Kloster, wo zwei Schwerkranke mit ihrer Wärterin geblieben waren.

Das strenge und frohe Leben in Gemeinschaft ging weiter während ein paar ruhigeren Wochen vor dem nächsten grossen Sturm.

Die «kantonsfremden» Behörden, die jetzt in Schwyz den Ton angaben, bekundeten ein ungewöhnliches Interesse an den Schwestern im St. Anna-Kloster. Eine Untersuchung folgte der anderen. Die Zeitungen wurden nicht müde, von dieser «Sterbeanstalt» zu berichten. Die neue Regierung konnte diese Frauen «aus humanitären Gründen» nicht in Ruhe lassen.

Als das neue Jesuitenkollegium in Schwyz verwüstet wurde, «und die guten Väter kaum mit dem Leben davonkamen», wusste Mutter Theresia, dass auch sie nicht verschont würden. Auf das «Siegesgeschrei der Tageshelden: 'was zu den Jesuiten hält, sollte aus dem Lande gejagt werden', «antwortete Mutter Theresia unter Tränen: «Wie es auch immer kommen möge, auf dem Steinerberg wird Gottes Segen ruhen.»

In dieser Zeit waren die Anbeterinnen zu St. Anna «beinahe weltberühmt... Die Zeitungen hatten ihre Frucht gebracht. Von keinem anderen Kloster sprach man so viel wie von den Schwestern am Steinerberg. Weil «die Untersuchungen ergaben, dass sie sicher den Jesuiten affiliert oder befreundet seien...» mussten sie die Schweiz verlassen.

Die Ausweisungs-Urkunde erschien in der Zeitung. Am gleichen Tag (3.6.1848) erhielten sie die Schwestern auch persönlich. Die Bevölkerung war erschüttert. Der Gemeinderat von Steinerberg trat zusammen und «bezeugte: Die Schwestern sind der Gemeinde nie zur Last gefallen, sondern...wohlthätig gewesen... und man verlangt... weitere Duldung der Schwestern.» Umsonst!

Die Ausweisung der Anbeterinnen war schon im Dezember 1847 beschlossen, aber die Behörden hätten es vorgezogen, wenn die Schwestern freiwillig die Schweiz verlassen hätten. Sie taten es nicht, weil das Volk, die Priester und der Bischof sie zum Bleiben ermutigten. Das Leiden schreckte sie nicht, sie wussten ja, wem sie geglaubt haben. Wie sehr der Bischof von Chur diese junge Gründung schätzte, erfahren wir aus seinem eigenhändig geschriebenen Brief an den Landammann N. von Reding: «Da die dortige Versammlung der Schwestern vom Kostbaren Blut... wegen ihrer so nützlichen Unterweisung der weiblichen Jugend und ihrer so ausgezeichneten Frömmigkeit meinem Herzen so nahe steht, so möchte ich dieselbe zum allgemeinen Nutzen ...des Volkes dem Kanton Schwyz erhalten.»

Rolfus weilte in Steinerberg, als die Schwestern den schriftlichen Ausweisungsbefehl erhielten. Bis auf wenige todkranke Schwestern und ihre Pflegerinnen mussten alle innerhalb von acht Tagen Steinerberg verlassen. Der zuständige Arzt entschied, dass fünf Schwestern, darunter auch Mutter Theresia Weber, und zwei Pflegerinnen bleiben durften.

20 Reif zur Verpflanzung

Der Abschied von Steinerberg fiel allen sehr schwer, noch schwerer aber die Trennung von der geistlichen Mutter, die sie wohl nie mehr sehen würden. Stärker als der Schmerz war jedoch ihr Glaube an Gottes Vorsehung. «...alle stimmten sogleich miteinander den ambrosianischen Lobgesang, das Te Deum, an zur Danksagung für diese Wohltat Gottes, dass er uns würdigt, etwas aus Liebe zu Jesus leidend ertragen zu können.»

In mehreren Gruppen verliessen die Anbeterinnen des Blutes Christi ihre geistliche Heimat. Sie reisten teils zu Fuss, teils auf einem Fuhrwerk, mit der Bahn und mit dem Schiff. Obwohl sie weltliche Kleider trugen, erkannten die Leute sie als Ordensschwwestern und halfen ihnen durch Rat und Tat weiter. Besonders herzlich nahmen sie die Benediktinerinnen im Kloster Fahr bei Zürich auf. Sie durften dort tagelang rasten und neue Kräfte sammeln.

Die Schwestern von Seelisberg folgten freiwillig ihren Mitschwwestern in die Verbannung. Bei der Durchreise grüssten sie zum letzten Mal ihre Gründerin in Steinerberg.

Mutter Theresia sprach trotz tödlicher Schwäche allen Mut zu, brachte alles in Ordnung, bezahlte alle Schulden und verabschiedete die letzten reisefähigen Schwestern. Dann aber spürte sie ein solches Heimweh nach ihrer Gemeinschaft, dass auch sie das leere Kloster verlassen und den andern nachreisen wollte. Die guten Steinerberger trugen die Kranke im Tragsessel nach Steinen. Dort betteten sie sie in einen Wagen. Nach drei qualvollen Stunden erreichte der Zug das nur fünf Kilometer entfernte Dorf Sattel. Pfarrer Märchi nahm die sterbende Mutter Theresia und ihre beiden Pflegerinnen Sr. Cölestina und Sr. Verena in sein Haus auf. Die übrigen Schwestern reisten weiter.

Nach weiteren vier Tagen hatte Maria Theresia ausgelitten. Sie war erst 26 Jahre alt. Die geistlichen Herren von Steinerberg wollten sie um jeden Preis zum Gründungsort zurückholen.

Feierliches Glockengeläute empfing die tote Gründerin der Anbeterinnen des Blutes Christi. Tag und Nacht hielt die Bevölkerung betend Wache, und am 30. August wurde sie «am Eingang der Kirche, mit dem Haupt zum Hochaltar schauend, begraben.»

Mutter Theresia wurde «von allen, die sie kannten, als Heilige angesehen, 'eine wahre Braut Christi, eine Märtyrerin der Liebe, die schönste Zier des Ländchens Schwyz.»

Kaplan Holdener, der die Gründung der Anbeterinnen des Blutes Christi aus

unmittelbarer Nähe mit grösster persönlicher Anteilnahme erlebt hatte, schrieb: «Überaus merkwürdig ist die Geschichte dieser Versammlung während drei Jahren! Klein der Anfang, schnell das Wachstum, gross die Sterblichkeit... so jung die erste Oberin, und schon im Ruf der Heiligkeit; ein Kind, und doch so weise und pünktlich im Regieren; die Kinder, würdig der Mutter, fröhlich und gottliebend im Leben, ergeben und freudig im Sterben! Welch eine Versammlung, die der Oberhirt gleich liebt und

schützt, die alle Gutgesinnten im geistlichen und weltlichen Stande bewundern, die aber in und ausser der Schweiz unglaublich gehasst und verleumdet wird. Ist eine solche Versammlung nicht Gottes Werk und Pflanzung...?»

Die Bevölkerung von Steinerberg trauerte um ihre Schwestern: vor allem vermissten sie ihr immerwährendes Gebet. Sie beschlossen, es fortzusetzen. «Was mich am meisten tröstet,» schreibt Pfarrer Loser dem Bischof, «ist dass sich in der kleinen Gemeinde 24 ältere und jüngere Jungfrauen meldeten, sogar Dienstboten, die bei Tag und Nacht in den Häusern die ewige Anbetung fortsetzen wollen.»

Der Künstler Deschwanden bezeugt mit Recht: «Die Schwestern vom Kostbaren Blut gereichten Steinerberg zum Segen durch ihr nachwirkendes Beispiel der Frömmigkeit, der Selbstverleugnung und Nächstenliebe. Während viele Triumphierende lästern und den Schwestern Verwünschungen nachschicken, wacht der göttliche Sämann über die gestreuten Samenkörner, um sie am ewigen Ostermorgen



herrlicher erstehen zu lassen, wo wir dann das Walten der göttlichen Vorsehung verstehen werden.»

Der Bischof von Chur antwortete «schmerzlich mitfühlend» auf den Bericht «über die Fortweisung der so heroisch gottergebenen Bräute Christi». Der Gedanke tröste ihn, schrieb er, « dass es nach dem Niederreissen schon oft eine Zeit des Wiederaufbaus gab... Wo der Altar der Kirche nicht mehr möglich ist, genügt der Altar des Herzens, den niemand umstossen kann...» Dann fügt der Bischof noch hinzu: «Pflegen Sie den grossmütigen Entschluss Ihrer Pfarrtöchter, - die ewige Anbetung weiterzuführen – so gut Sie können, denn gross wird...der Segen sein.»

Dieser «grossmütige Entschluss» der Steinerbergerinnen ermutigte Rolfus, weitere Weltleute für die ewige Anbetung anzuwerben. Er liess in Einsiedeln ein Anbetungsbüchlein drucken, das so viel «Wochenvereine» vorsah, als «das Kirchenjahr Wochen zählt». Jeder Verein sollte so viele Mitglieder aufnehmen, als die «Woche Stunden zählt». Dieser Plan, der wohl im Herzen Gottes geboren war, gefiel den Gläubigen damals so gut, dass sich innerhalb eines Jahres «bei 30'000 Mitglieder aus der Schweiz, Baden und dem übrigen Deutschland» aufnehmen liessen.

Rolfus, dem die politische und religiöse Lage in der Schweiz bekannt war, hatte schon Monate vor der Ausweisung seiner Schwestern eine Zufluchtsstätte für die gesucht und im französischen Elsass gefunden, wo die Leute damals noch deutsch sprachen. Pfarrer und Bevölkerung von Ottmarsheim nahmen die Anbeterinnen mit Freuden auf. Sie bewunderten diese stillen, anspruchslosen Frauen. War es die Anbetung von morgens fünf Uhr bis zum abendlichen Aveläuten, die so viel strahlende Freude auf ihre jungen Gesichter malte – mitten in aller Not?

Die Frauen der Umgebung belauschten die Schwestern gern bei ihrem lauten Gebet in der Pfarrkirche. In mancher erwachte der Wunsch, sich dieser Gemeinschaft anzuschliessen... Nach wenigen Jahren durften die Anbeterinnen des Blutes Christi das leere, halb zerfallende Benediktinerinnen-Kloster beziehen, das die Pfarrei notdürftig eingerichtet hatte. Sie erhielten die Regeln der Anbeterinnen in Italien und übernahmen neue Werke. 1857 konnte eine

Gruppe in ihre badische Heimat zurückkehren, um in Gurtweil bei Waldshut eine «Rettungsanstalt» für verwahrloste Mädchen zu leiten. Bald wurde Gurtweil zur gesegneten «Wiege» apostolischer Anbeterinnen.

Sr. Klementina Zerr fuhr mit Sr. Paulina Feser nach Italien, um die Gründerin, Maria De Mattias und den Geist ihrer Schwestern kennenzulernen. Die Beiden erlernten auch die italienische Sprache, was in Zukunft einen regen brieflichen Kontakt ermöglichte.

Wer feste Wurzeln hat, 21 darf weit die Flügel spannen

Das feste Band mit Rom war geknüpft, die apostolische Ausrichtung gesichert. Noch zu Lebzeiten von Maria De Mattias hatte ihr geistlicher Leiter, Johannes Merlini, die Gemeinschaft in Gurtweil besucht. Er war Generalmoderator der Missionare vom Kostbaren Blut und damit «kirchlicher Vorgesetzter» der Anbeterinnen. Jahr um Jahr erhielten in Gurtweil etwa zehn junge Frauen das Ordenskleid, erwarben sich das Lehrerinnen-Diplom, unterrichteten begeistert junge Mädchen und ertüchtigten sie für das Leben als christliche Frauen.

Sogar evangelische Gemeinden in Baden bewarben sich um Schwestern aus Gurtweil für ihre Mädchenschulen: Gengenbach, Donaueschingen, Krozingen, Lörrach, Burkheim, Singen. Als der Kulturkampf jede Erziehungsarbeit katholischer Ordensfrauen verbot und die Auflösung der Gemeinschaft in Gurtweil befahl, wanderten die meisten Anbeterinnen in die USA aus. Dort wurden sie unter dem Druck des Bischofs eine diözesane Kongregation und nannten sich «Anbeterinnen des Kostbaren Blutes von O'Fallon».

Die Novizinnen und ganz wenige Profess Schwestern unter der Leitung von Sr. Klementina Zerr, welche die Gründerin, Maria De Mattias persönlich gekannt hatte, wollten um jeden Preis mit Rom verbunden bleiben. Sie fanden im abgelegenen, winzigen Dorf Ruma Illinois, eine neue Heimat. Die Gruppe wuchs sehr rasch und «eroberte» den Schulunterricht und die Krankenpflege im Mittleren Westen. Ihre Tochterprovinz in Wichita, Kansas, half der ASC-Mission in Brasilien, eine selbständige Provinz zu werden und gründeten in den 70er Jahren auch in Korea ein Ausbildungszentrum.

Ruma, Illinois, sandte 1933 die ersten ASC-Missionarinnen nach China. 40 Jahre später auch nach Bolivien und Liberia. Hier holte sich der Herr im Oktober 1992 die ersten fünf Märtyrerinnen.

Eine Restgruppe von betagten und kränklichen Schwestern blieb in der «Nähe». Eine Witwe in Feldkirch nahm sie auf, bis der Trappistenabt Franz Pfanner aus Vorarlberg sie für ein Waisenhaus im damals noch sehr unwirtlichen Bosnien gewann. Von hier wagten sich die mutigen Frauen, denen sich viele Mädchen aus Deutschlang, Österreich und bald auch aus Bosnien anschlossen, um die Wende dieses Jahrhunderts wieder über den Ozean in die östliche USA.

Andere fassten wieder Fuss in Österreich, Vorarlberg, durften aber wegen «Überschuss an geistlichen Berufen» kein Noviziat gründen. Erst 1920, als das «Schloss» in Balzers, Liechtenstein, frei wurde, konnten sie neue Mitglieder aufnehmen und weitere Gemeinschaften in Deutschland, Österreich und der Schweiz eröffnen.

1927, genau 80 Jahre nach der Unterzeichnung der Aufnahme der Anbeterinnen des Blutes Christi von Steinerberg in die Kostbar-Blut-Familie in Rom, kauften die deutschsprachigen ASC die Villa Auf der Maur in Steinerberg. Sie nannten das nur wenige Meter vom ursprünglichen Kloster entfernte Haus St. Annaheim. Nach manchem Wandel im Bau und der apostolischen Tätigkeit der Schwestern bot das St. Annaheim Betagten ein begehrtes Zuhause für ihren Lebensabend.

Nach dem 2. Weltkrieg verpflanzten kroatische Anbeterinnen polnischer Herkunft die Verehrung des Blutes Christi nach Polen. Andere folgten 1963 den kroatischen Auswanderern nach Australien.

«Unterwegs» haben die ASC weitgehend die Erinnerung an ihre Wurzeln in Steinerberg verloren. Erst der Aufruf des Konzils an alle Ordensleute, «zum Ursprung der einzelnen Institute» zurückzukehren und «den Geist und die eigentlichen Absichten der Gründer und Gründerinnen genau zu erforschen», half den Schwestern, ihre Wurzeln zu entdecken und aus den vergessenen Quellen neues Leben zu schöpfen. Dabei stellten sie staunend fest, dass sie – unbewusst – den Geist von Steinerberg: Liebe zum Gebet, Opferbereitschaft, Einfachheit und Fröhlichkeit trotz aller Stürme von Generation zu Generation weitervererbt haben.

Sicher hat die Gründerin und geistliche Mutter Maria Theresia mit ihren «heiligen Frauen von Steinerberg» all die Jahrzehnte für ihre Schwestern Fürbitte eingelegt und sich gefreut, wie an ihrem 24. Geburtstag, als sie vom Krankenbett der Gemeinschaft schrieb: «Es freut mich, dass ihr einander so liebt und zufrieden seid.»



EINVERLEIBUNGSDEKRET

Blasius Valentini, Generalmoderator der Kongregation der Missionare vom Kostbaren Blut U.H.J.Chr.

*An die geliebten Schwestern
zu St. Anna in Steinerberg, Diözese Chur*

Gott der Vater hat euch von jeher ausersehen durch seinen Geist. Gnade sei Euch und Friede in Fülle.

Ihr habt euch zusammengeschlossen, um als Ordensschwestern zu leben; ihr wünscht den Namen vom Kostbaren Blute U.H.J.Chr. zu tragen und euch unter seinen Schutz zu stellen. Um Gott zu dienen und das Ziel eurer Berufung, die Rettung der Seelen, leichter zu erreichen, habt ihr einmütig immer wieder schriftlich gebeten, dass wir Eure Familie unserer Kongregation anschliessen und ihr einverleiben.

Von Anfang an haben wir diese heiligen und frommen Wünsche mit Freude entgegengenommen. Wir danken dem himmlischen Gärtner dafür, dass er den Weinberg, den seine Rechte gepflanzt und sein Blut getränkt hat, durch diesen neuen Zuwachs befruchten will. Das hat Gott getan, und es ist wunderbar in unseren Augen: Denn ihr wollt wie die Schwestern unserer Kongregation Tag und Nacht in ewiger Anbetung das Blut Christi verehren und in Einklang mit den Vorschriften die Mädchen in Tugend, Wissenschaft und Handfertigkeit unterweisen. Auf diese Weise wollt Ihr mit uns zusammen eine Einheit bilden. Wir haben das alles gründlich erwogen. Das Festhalten an eurem Vorhaben und die Gutheissung des Bischofs von Chur veranlassen uns, Euren Wunsch zu erfüllen. Nach Anhören der Vorgesetzten und der Ratgeber unserer Kongregation nehmen wir gerne alle und jede einzelne Schwester, die gegenwärtigen und die zukünftigen (wenn sie nach Recht und Brauch aufgenommen werden) die im genannten Haus leben und der Ordensfamilie angehören, in unsere Gesellschaft oder Kongregation auf. Wir gliedern sie ein und wollen sie als aufgenommene Mitglieder betrachten. Ihr dürft und sollt also den Titel vom Kostbaren Blute tragen und Euch darüber freuen. Wir nehmen euch auf und vereinen Euch mit uns durch das gleiche Band, durch das andere Schwestern, die sich Anbeterinnen nennen, in Italien, in der Schweiz und in der Diözese Cincinnati, Amerika, mit unserer Kongregation verbunden sind. Genauso gliedern wir euch ein und erklären Euch als zu uns gehörend.

EINVERLEIBUNGSDEKRET

Durch diese Urkunde also, die von uns unterschrieben und mit dem Siegel unserer Kongregation versehen ist, wird alles bisher Gesagte bestätigt und rechtsgültig. Die Vorsteherin oder Mutter des Hauses und der Gemeinschaft hat überdies das Recht, während ihrer Amtszeit andere Schwestern aufzunehmen. Sie muss jedoch immer alle Vorschriften des Ortsbischofs befolgen und seine Vollmachten entsprechend dem Kirchengesetz achten.

Im Übrigen ermahnen und beschwören wir euch, ein Leben zu führen, das des Rufes würdig ist, der an Euch erging. «Seid demütig, friedfertig und geduldig, ertragt einander in Liebe und bemüht euch, die Einheit des Geistes zu wahren durch den Frieden, der euch zusammenhält» (Eph 4,2)

Erweist euch so als Beispiel guter Werke. Dann wird euch der Widersacher fliehen, weil er nichts Böses über euch aussagen kann. Vielmehr werde in allem der Name unseres Herrn Jesus Christus gepriesen. Er hat uns geliebt und gewaschen in seinem Blut.

Gegeben zu Rom, im Haus der Kongregation vom Kostbaren Blut.

Bei Erlöser im Feld, am 13. August 1847

Für den Generalmoderator

Johannes Merlini

Beniamino Romani



Die Zeichnungen sind von
Sr. Regina Hassler, ASC.



Sr. Alma Pia Spieler ASC, geboren in Slowenien, hat nach dem Studium in Freiburg viele Jahre an der Klosterschule in Schaan unterrichtet.

Als Generalrätin in Rom lernte sie alle Anbeterinnen des Blutes Christi – ASC – auf allen Kontinenten kennen. 1984 übersetzte sie die Geschichte der ASC-Kongregation und schrieb dann die Geschichte der Provinz Schaan, die 1919 unter dem Titel „Wenn das Weizenkorn stirbt...“ erschienen ist.

„Vergesst eure Wurzeln nicht!“ ist die Gedenkschrift zum 150. Gründungsjahr der deutschsprachigen ASC in Steinerberg.
